

Dr. Bernhard Hesse

15.3.1818 (Reinswalde) – 1.10.1898 (Weimar)

Oberhofprediger in Weimar an der Herderkirche
Wirklicher Geheimer Rat

Bernhard Hesse war Vater von Agnes Hesse,
die den Ohrenarzt Dr. Carl Beleites heiratete

Dieses Buch mit seinen Erinnerungen
wurde elektronisch erfasst am 2.3.2007
durch Jörg Beleites
– einem Urenkel von Bernhard Hesse

*Wissheit und Tugend vorzüglich zu unerschöpflichen Quellen
Hörten von einem gepflegten Pflanz und sah nicht Jörg Beleites*

Erinnerungen

aus dem amtlichen Leben

des

Wirklichen Geheimen Rats

Dr. theol. Bernhard Hesse

in Weimar.



Frankfurt am Main.

Moritz Diesterweg.

1897.

Bernhard

Erinnerungen

aus dem amtlichen Leben

des Wirklichen Geheimen Rats

Dr. theol. Bernhard Hesse

in Weimar.



Frankfurt am Main.

Moritz Diesterweg.

1897.

Je näher sich der Mensch dem Ziele seiner Lebensreise fühlt, um so stärker regt sich in ihm unwillkürlich das Bedürfnis, im prüfenden Rückblick auf die durchlaufene Bahn sich demutsvoll Rechenschaft abzulegen über den Inhalt, den er seinen Tagen gegeben und, von immer lebendigerem Dankgefühl getrieben, das ganze Dasein vor seinem anbetenden Geiste zu einem Berge göttlicher Gnadengaben anwachsen zu lassen. In diesen Worten ist die Gemütsverfassung zum Ausdruck gebracht, die auf der gegenwärtig von mir erreichten Lebensstufe mich beherrscht und den Entschluß in mir hat reifen lassen, die bedeutsamsten Erinnerungen, die mir aus meinem Leben geblieben, vor meinem Scheiden noch zusammenzustellen und durch schriftliche Aufzeichnung der Zerstörung im Grabe der Vergessenheit zu entreißen. Der Einfluß aber, den auf diesen Vorsatz der eigene Trieb ausübte, wurde wesentlich noch von andern Seiten erhöht durch Wünsche, die mir mehr oder weniger dringend ausgesprochen wurden und auf ein gleiches Ziel hingERICHTET waren. Zunächst war es wohl ganz natürlich, daß meine Angehörigen, wenn sie sich mit ihren Gedanken in die Zeit versetzten, wo ich nicht mehr in ihrer Mitte weilen würde, das innige Verlangen nicht von sich zu werfen vermochten, daß, wenn einmal die Scheidestunde schlug, nicht jedes Band, was uns bis dahin verknüpft, zerreißen, sondern daß auf ihrer weiteren Wanderschaft ein möglichst treues und vollständiges Bild meiner Persönlichkeit, meines Wesens, meines Wirkens mit ihnen gehen und daß durch die häufige Beschäftigung, durch den liebevollen Verkehr mit demselben eine geistige Gemeinschaft zwischen uns aufrecht erhalten werden möchte.

Von diesen Erwägungen geleitet, sind sie wiederholt mit dem Anliegen an mich herangetreten, daß ich selbst durch Darstellung der Hauptereignisse aus meinem Lebenslauf sie in den sicheren Besitz

eines solchen Bildes bringen und ihnen dadurch die Erreichung dessen, was sie für ihre Zukunft ersehnten, erleichtern möchte. Und dieses Begehren teilend trat ihnen eine nicht geringe Zahl von Mitarbeitern, Freunden, Gesinnungsgenossen zur Seite, deren Aufmerksamkeit durch manche ungewöhnlichere Erlebnisse im Lauf meiner Tage angezogen und gefesselt wurde, und die nun erst zur Ruhe gelangen zu können meinten, wenn sie ein vollständiges und zusammenhängendes Ganzes vor sich entfaltet sähen, dessen Betrachtung für sie selbst ebenso lehrreich als anregend werden dürfte. So vereinigen sich denn beachtenswerte Gründe zur Genüge, die zur Ausföhrung des Gedankens, eine Beschreibung des eignen Lebens zu hinterlassen, anregen und treiben können. Aber je gewissenhafter man dabei zu verfahren entschlossen ist, um so mehr Bedenken giebt es auch zu überwinden. Nur zu leicht geraten hier die Eigenliebe und die Wahrhaftigkeit miteinander in Streit. Bei einem jeden Menschen wird ja der Wunsch ebenso erklärlich als verzeihlich gefunden werden, die Achtung der Mitwelt und einen guten Namen bei dem kommenden Geschlecht zu besitzen, und dadurch wird, wenn jemand sein eignes Leben schildert, die Versuchung ihm recht nahe gelegt, sein Verdienst so hell als möglich leuchten zu lassen, seine Thaten in schönen, freundlichen Farben zu malen, das Gelingen, auch wenn andere die Urheber waren, auf seine Rechnung zu setzen, das Mißlungene und Verwerfliche dagegen andern Menschen oder den Umständen zur Last zu legen. Dann aber stimmt das Lebensbild nicht mit der Wirklichkeit überein, und es wird unter uns wohl nur wenige geben, die bei der Betrachtung eines Bildes, das einer ihrer Zeitgenossen von sich selbst entworfen, durch das übertriebene darin herrschende Selbstlob nicht aufs unangenehmste berührt worden wären und auch das unverkennbare Verdienst dadurch wesentlich geschmälert gefunden hätten. Soll in dem, was wir über uns selbst berichten, ein treues Abbild unsers Lebens enthalten sein, dann müssen wir uns frei von jeder Selbstüberschätzung bewahren, müssen denen, die mit ihrem Thun in die Gestaltung unsers Seins, in den Lauf unsrer Schicksale mit eingegriffen haben, gern die ihnen gebührende Anerkennung zollen, müssen vor allen Dingen von jeder guten und vollkommenen Gabe, womit unser Leben gesegnet gewesen, mit dankerfülltem Herzen bekennen, daß sie von oben herabgekommen, vom Vater des Lichts. In meinem ganzen Leben, von

seinen ersten Anfängen an bis zu der nummehr erreichten Höhe, wußte ich keinen Abschnitt aufzufinden, der zu jenen Betrachtungen nicht reiche Veranlassung mit sich führte, nicht unabweisliche Aufforderung darböte. Die Bestätigung dafür liefert in vollstem Maße schon

I. Meine Kindheit und Jugend.

Ich wurde im Jahre 1818 den 15. März geboren, und zwar zu Reinswalde bei Sorau in der Niederlausitz, wo mein Vater Kantor und Schullehrer war. Mehrere Jahre war er bereits Hauslehrer beim Grafen zur Lippe auf Baruth bei Baugen gewesen, als die gedachte Stelle, eine der größeren und besseren Landstellen, ihm übertragen wurde. Eine große und schwere Aufgabe hatte er hier zu lösen; denn nahezu 250 Kinder mußte er gleichzeitig und allein unterrichten, was er nur dadurch ermöglichen konnte, daß er in seinen Söhnen oder in andern befähigten Schülern sich Helfer heranzubildete, die unter seiner Anleitung und Aufsicht, während er selbst seine Kraft den größeren Schülern widmete, die aus den jungen Jahrgängen genommenen Abteilungen beschäftigen und mit ihnen bereits behandelte Lehrstoffe einüben mußten. Die Leistungen seiner Schule fanden bei den Aufsichtsbehörden lebhaftere Anerkennung und hatten eine Anordnung der Regierung zufolge, nach welcher in jedem Jahre eine Anzahl schon im Amte stehender Lehrer die Weisung erhielt, die Schule meines Vaters zu besuchen, um mit seiner Methode sich vertraut und zur Aneignung und Anwendung derselben sich befähigt zu machen*). Neben dem Unterricht in der Schule, der den größten Teil seiner Zeit in Anspruch nahm, lag ihm aber auch die Besorgung der Kirchendienste ob, und in den noch übrig

*) Was übrigens für ein Kraftaufwand dazu gehörte, eine so große Zahl von Kindern gleichzeitig und in steter angemessener Rücksichtnahme auf den jeder Abreitung behufs ihres wünschenswerten Fortschritts zu bietenden Stoff zu beschäftigen, das mußte jedem Einsichtigen begreiflich sein, und er mußte es täglich an der über ihn kommenden Erschöpfung nur zu deutlich inne werden. Um so eigentümlicher berührte ihn jedes dem widersprechende Urteil, und noch in späteren Jahren erzählte er manchmal zu großer Aufheiterung, was er bei der Einführung in sein erstes Amt, der er beigewohnt, erlebt hatte. Er

bleibenden Stunden des Tages stellte er seine Kraft nicht bloß seiner großen Gemeinde zur Verfügung, deren Berater er in allen Familien- und sonstigen wichtigen Angelegenheiten war, sondern er opferte auch soviel wie möglich Zeit und Kraft der Ausbildung seiner Kinder, besonders seiner Söhne, die er durch Privatunterricht unter unsäglichen Sorgen und Mühen für die Aufnahme in eine höhere Bildungsanstalt geschickt machte. Da ihm selbst keine Gymnasialbildung zu teil geworden war, so wurde ihm die Erreichung des Ziels, das er sich hier gesteckt hatte, nur möglich durch die sorgfältigste Vorbereitung auf jede Unterrichtsstunde, die wir von ihm empfangen, so daß er sich immer selbst erst aneignete, was er uns dann zu geben für notwendig fand. Auf diese Weise gelang es ihm, uns so zu fördern, daß vier von uns bei dem Eintritt ins Gymnasium die Reife für die Tertia mitbrachten, zwei aber die Aufnahme ins Lehrerseminar erlangten. Zu all dieser seine Lebenskraft vor der Zeit aufreibenden Arbeit kam aber auch eine von Jahr zu Jahr wachsende Sorgenlast, die er bis an das Ende seiner Tage nicht zu überwinden imstande war. Denn die Ausgaben, die von ihm gefordert wurden, gingen weit über seine Einnahmen hinaus. Zu seinen Kindern, sechs Söhnen und einer Tochter, die Gott ihm gegeben, nahm er noch drei Waisenkinder zur Erziehung in sein Haus und lud damit die Sorge für eine Familie auf seine Schultern, für die immer und immer wieder die nötigen Mittel zum Unterhalt aufzubringen ein Mut erforderlich war, den nur unermüdliche Thatkraft und ein felsenfestes Gottvertrauen zu verleihen vermochte. Es würde wohl mancher geneigt sein, nach diesen Schilderungen mein Kindheits- und Jugendleben als ein schweres und hartes zu bezeichnen, und gar nicht selten mag namentlich bei der Vergleichung mit Altersgenossen, denen das Schicksal freundlicher gelächelt zu haben schien, auch in mir sich der Wunsch geregt haben, daß weniger Anstrengung und Entfagung, mehr Genuß und Vergnügen mir beschieden sein möchte; aber wenn ich über die augenblickliche Empfindung dessen, was durch meine äußere Lage mir auferlegt

besuchte mich und meine Schule, die mir zur Aufsicht übergeben wurde, und teilte während einer Pause im Hinblick auf die 60 Kinder, welche die Schule zählte, in der Unterhaltung dem Amtsgenossen mit, daß er eine Schule mit 250 Kindern habe, worauf er die geistreiche Bemerkung hörte: „Ja, da kann was geleistet werden.“

oder von mir gefordert wurde, mich zu erheben weiß, und den Einfluß desselben auf die Entwicklung meines Lebens mir zum klaren Bewußtsein bringe, so vermag ich gewiß das Bekenntnis nicht zurückzuhalten, daß Gott auch durch das Schwere, was er in frühen Jahren schon über mich verhängt, reichen Segen über mich ausgegossen habe. Wohl mag der sinnliche Mensch auch in mir gegen manche Verzichtleistung und Entfagung sich mächtig gesträubt und dabei von einem Sehnen sich ergriffen gefühlt haben, für welches keine Befriedigung zu finden war, aber wenn ich dadurch notwendig zu größerer Freiheit von den Gütern und Freuden der Erde gelangte und eine glücklichere Unabhängigkeit von allen Außerlichkeiten mir aneignen lernte, dann mußte mir wohl die Wahrheit des Bibelworts einleuchten: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage.“ Und wenn die Kinder Vater und Mutter in unablässiger Thätigkeit begriffen sahen, dann mußte sich ihrer wohl frühzeitig das Gefühl bemächtigen, Arbeit sei der unabweislich gebotene Inhalt jedes Menschenlebens, dann konnten sie es nicht als eine willkürliche Belastung empfinden, sondern als eine durch die Weltordnung geforderte Erziehungsmaßregel, wonach auch sie schon früh an geordnete Thätigkeit gewöhnt, und diese ihnen ein fortgesetzt empfundenes Bedürfnis wurde. Wenn ihnen aber dann die ohne ernste Arbeit kaum denkbare Vorbereitung auf den erwählten Beruf leichter von statten ging, und in diesem Beruf der zur Lösung ihrer Aufgaben notwendige Fleiß und die zu ihrer Pflichterfüllung unvermeidliche Kraftanstrengung nicht als ein Opfer von ihnen gebracht werden durfte, sondern als etwas geleistet wurde, was sich von selbst verstand, so war das unzweifelhaft auch ein Segen, zu dem schon in dem von höherer Hand geordneten Jugendleben der feste Grund gelegt war.

2. Vorbereitung auf mein Amt.

Ich war der dritte von meines Vaters Söhnen, den er, obgleich die Beschaffung der nötigen Mittel noch in tiefstes Dunkel verborgen vor ihm lag, im Vertrauen auf den Beistand des Höchsten für das Studium bestimmte. Für das Gymnasium hatte er, wie ich schon im vorigen Abschnitt berichtet habe, mich selbst so weit vorbereitet,

daß ich, als ich mit vierzehn Jahren nach meiner Konfirmation in Sorau in dasselbe eintrat, gleich in die dritte Klasse aufgenommen wurde. Für meinen Unterhalt mußte ich selbst sorgen helfen, indem ich, nachdem ich die Sekunda erreicht, jüngeren Schülern Privatunterricht und Nachhülfestunden, oft täglich drei Stunden, erteilte und dadurch, trotz des sehr spärlichen Honorars, doch so viel einnahm, daß meinem Vater daraus eine wesentliche Erleichterung seiner Sorgen erwuchs. Freilich hieß es nun, Kraft und Zeit gehörig ausnutzen, um neben den Verpflichtungen, die ich mit dem Unterricht meiner kleinen Zöglinge übernommen hatte, auch meine eigenen Klassenaufgaben gewissenhaft zu lösen und in regelmäßigem Fortschreiten meine Gymnasiallaufbahn zurückzulegen. Aber ich hatte ja frühzeitig arbeiten gelernt, und meine gute Gesundheit ließ auch ungewöhnliche Kraftanstrengungen zu, ohne daß eine Gefährdung für dieselbe befürchtet werden durfte. So kam es denn, daß ich, nachdem ich nur 5 Jahre dem Gymnasium, und zwar 1 Jahr in Tertia und je 2 Jahre in Sekunda und Prima als Schüler angehört hatte, zur Teilnahme an der Abgangsprüfung zugelassen wurde und in derselben das Zeugnis der Reife ersten Grades erhielt. Nach längerer Beratung mit meinem Vater entschied ich mich für das Studium der Theologie; die Überzeugung, daß dieses wohl den geringsten Kostenaufwand erfordern dürfte, war hierbei von größerem Einfluß als eine Kenntnis der verschiedenen Berufsarten und eine dadurch erzeugte Vorliebe für die eine oder die andere. Ein kleines Stipendium, das allerdings nicht weit reichte und kaum für einige Monate zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse genügte, gab bei der Wahl der Universität für Halle den Ausschlag, wohin ich mich Ostern 1837 demgemäß begab. Ich hörte im Sommersemester bei den Professoren Tholuck, Gesenius, Ködiger und Erdmann, hatte auch freien Zutritt im Hause des erstgenannten, und erfuhr von ihm mannigfache Förderung in leiblicher und geistiger Hinsicht; aber für einen längeren Aufenthalt in Halle vermochte ich auch bei den allerniedrigsten Ansprüchen und bei der allergößten Bereitschaft zur Einschränkung und Entfagung die Mittel nicht aufzutreiben, und darum ging ich zu Michaelis desselben Jahres nach Breslau, wo mein ältester Bruder sein theologisches Studium bereits beendet hatte und, durch eine Hauslehrerstelle der äußeren Sorgen entledigt, im Begriff war, die akademische Laufbahn zu

beginnen. Sein Rat und seine Anleitung halfen mir, jetzt meine Studien nach einem festen Plane zu betreiben und die auf meine Ausbildung berechneten Arbeiten zugleich gewinnbringend für mich zu machen.

Es war in Breslau für die Studierenden der Theologie vielfache Gelegenheit geboten, durch angestregten Fleiß und ernstes Streben nicht nur in das Reich des Wissens immer tiefer einzudringen, sondern auch erfreuliche materielle Erfolge zu erzielen. Am Schluß eines jeden Semesters fand für die, welche sich dazu meldeten, eine Prüfung in den Kenntnissen statt, die jeder in den gehörten Vorlesungen sich zu eigen gemacht hatte, und je nach dem Ausfall dieser Prüfung erhielt er im nächsten Halbjahr eine größere oder geringere Zahl von Freitischen in der dazu auf Staatskosten errichteten und unterhaltenen Speiseanstalt. In jedem Winter wurde einmal das sogenannte hebräische Examen abgehalten. Die Studierenden der Theologie, welche daran teilnahmen (es war jedesmal nur eine verhältnismäßig kleine Zahl), hatten aus dem Alten und aus dem Neuen Testament je eine Stelle ad aperturam zu übersetzen und zu erklären und trugen für gute oder doch befriedigende Leistungen eine Räte aus dem von dem Stifter gegründeten Stipendium als Anerkennung davon. In dem theologischen Seminar, in welches der Eintritt durch eine tüchtige wissenschaftliche, lateinisch geschriebene Arbeit errungen werden mußte, wurde am Schlusse eines Kollegienjahres die fleißigste und erfolgreichste Teilnahme durch eine oft nicht unansehnliche Geldprämie ausgezeichnet. Endlich eröffnete die Bearbeitung der alljährlich auf Befehl des Königs ausgeschriebenen Preisaufgaben einen zwar nicht leicht zu betretenden, aber lohnenden Weg zu einiger Vermehrung der für das akademische Leben erforderlichen Mittel; denn in jeder Fakultät wurde dem Sieger im Wettkampf am Geburtstage des Königs als Preis die Summe von 50 Thalern ausbezahlt. Die hier bezeichneten Quellen thaten sich auch mir in beglückender Weise auf; denn als Mitglied des theologischen Seminars genoß ich täglich die Wohlthat der Freitische; zweimal erhielt ich im hebräischen Examen die höchste Prämie, das eine Mal mit 50, ein andres Mal mit 100 Thalern; die höchste Seminarprämie war ich zweimal so glücklich zu empfangen, in einem Jahre mit 36 Thalern und in meinem letzten Studienjahre in der Höhe von 60 Thalern, und einmal widerfuhr mir die

Auszeichnung, für meine Bearbeitung der Preisaufgabe: „Aus welchen Quellen Lukas die Reden und Gespräche in der Apostelgeschichte geschöpft habe, bei denen er nicht als Ohrenzeuge gegenwärtig gewesen sei“ als Sieger gekrönt zu werden. Die Freude über die hier erzielten Erfolge galt nicht bloß der Befreiung von so manchen schweren Sorgen, die mich zuvor gedrückt hatten, sondern auch und in hervorragender Weise dem thätigen Anteil, den ich selbst an dem erreichten Glück hatte nehmen können. Sehr begreiflich wurde dadurch auch in mir die Lust und Liebe zum theologischen Studium wesentlich erhöht, und wenn ich dasselbe nur pflichtgemäß ohne eine innigere Teilnahme des Herzens begonnen hatte, so wandelte ich nun auf den Wegen desselben mit lebhaftem Interesse immer weiter, und trat auch freudig in die auf diesem Gebiete geführten Kämpfe mit ein. Die Vorträge meiner Lehrer, von denen ich besonders David Schulz, A. Knobel, Middendorpf und A. Hahn hervorzuheben mich gedrungen fühle, wirkten ungemein anregend auf mich ein; namentlich aber war es David Schulz, von dem ich unwillkürlich in den Kreis seiner Anschauungen hineingezogen wurde, und der meinen Überzeugungen, ich darf wohl sagen, für mein ganzes Leben die Richtung gab. Seine Auffassung des Christentums, die frei von aller Buchstabengläubigkeit in den Geist des Evangeliums und der Bekenntnisschriften unsrer Kirche immer tiefer einzudringen suchte, fesselte mit Gewalt mein ganzes Wesen und befreite mich bald von allem Schwanken, welcher theologischen Partei ich mich anschließen sollte; dazu kam, daß er sich mir allezeit als väterlicher Freund bewies, und daß seine ganze Persönlichkeit von allen, die ihm nahe traten, und so auch von mir gebieterisch aufrichtige Verehrung forderte. Gern hätte ich nach Absolvierung meines Trienniums das liebgewonnene Studium noch fortgesetzt, aber durch die Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse wurde ich bestimmt, Ostern 1840 die Universität zu verlassen und eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Ich trat in das Haus des Herrn Barons v. Jedlitz-Weipa auf Jülzendorf bei Schweidnitz ein, übernahm die beiden jüngsten Kinder desselben, eine Tochter und einen Sohn, zum Unterricht und zur Erziehung und verlebte in dieser Stellung 6½ recht glückliche Jahre. Zwar wurde es mir nicht ganz leicht, in diesen neuen Beruf mich einzuleben, und es gehörte einige Zeit dazu, bevor ich in dem mir hier eröffneten Arbeitsfelde und in dem mir anfänglich

ganz ungewohnten Verkehr mit den höheren Ständen mich heimisch fühlte; aber es war ja schon in früher Jugend von meinem Vater von der Kunst des Unterrichts auch etwas auf mich übergegangen, und die schnell erwachte Liebe zu meinen Zöglingen schloß mir bald ihre Herzen auf und gewann mir auch das Vertrauen der Eltern, so daß das Gefühl des Fremdseins in kurzer Frist sich überwunden geben mußte. Die Obliegenheiten, die ich als Hauslehrer übernommen hatte, hinderten mich aber nicht an der Weiterarbeit in meinem eigentlichen Beruf; mit Fleiß bereitete ich mich auf die Prüfungen vor, die ich in demselben noch zu bestehen hatte; was ich auf der Universität zur Erwerbung meines Unterhalts gethan, kam mir hier vortrefflich zu statten, so daß ich im Jahre 1841 die Prüfung pro venia concionandi und zu Anfang des Jahres 1843 die pro ministerio zu bestehen vermochte. In beiden wurde mir die Zensur „gut bestanden“ verliehen, und hatte ich nun das Recht erlangt, mich um ein geistliches Amt zu bewerben. Gegen Ende des Jahres 1844 hielt ich meine erste Probepredigt zu Warmbrunn in Schlesien, und ein großer Teil der Gemeinde hatte sich in der Absicht geeinigt, mich zu ihrem Prediger zu erwählen; aber ehe die Entscheidung getroffen werden konnte, wurde ich veranlaßt, in Hirschberg, wo an der Gnadenkirche die dritte und vierte Stelle erledigt war, eine Probepredigt zu halten. Das Glück begünstigte mich, und ich wurde für die dritte Predigerstelle gewählt.

3. Meine Wirksamkeit in Hirschberg.

Bevor ich nun aber in das Amt, für welches ich erwählt worden war, eingeführt werden und es antreten konnte, mußte ich zu demselben mit der Ordination erst die Weihe empfangen. Es war ein schwerer Schritt, der mir damit noch bevorstand. Das für die evangelische Landeskirche Preußens gültige Ordinationsformular lautete nach der Agende vom Jahre 1829 folgendermaßen: „Hiernach wird euch folgendes vorgehalten: erstens keine andere Lehre predigen und ausbreiten zu wollen als die, welche begründet ist in Gottes lauterem und klarem Worte, den prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments, unsrer alleinigen Glaubensnorm, und verzeichnet in den drei Hauptsymbolen,

dem Apostolischen, dem Nicänischen und Athanasianischen (hier werden, wie herkömmlich, die symbolischen Schriften genannt), und in deren Geiste die Agende unsrer evangelischen Landeskirche abgefaßt ist, und der zu folgen euch obliegt.“ Es konnte wohl nicht verkannt werden, daß der Unterschied zwischen dem früher geforderten Eidschwur und zwischen der nun gebrauchten bequemeren Vorhaltung in den Augen jedes Gewissenhaften nur eine sehr unbedeutende und daß auch in dem jetzt aufgestellten Formular eine Verpflichtung auf die symbolischen Bücher angedeutet und ausgesprochen sei. Denn durfte auch niemand daran Anstoß nehmen, wenn dem Ordinanden das Versprechen abgenommen wurde, keine andere Lehre predigen zu wollen, als welche in Gottes lauterem und klarem Worte gegründet ist, so weiß doch jeder, der in der Geschichte der Bibel-erklärung einigermaßen bewandert ist, daß die Art, sie auszulegen, zu den allerverschiedensten Lehrsätzen hingeführt hat, die doch sämtlich das Lob für sich beanspruchen, auf dem klaren und lauterem Gotteswort zu fußen. Sobald darum das „verzeichnet in den Symbolschriften unsrer Kirche“ hinzugefügt wird, wird auch die hier enthaltene Auslegung als die allein richtige und für alle Zeiten bindende geltend gemacht. Und darüber hilft auch der Zusatz hinter Gottes Wort „unsrer alleinigen Glaubensnorm“ nicht hinweg; denn es läßt sich daraus nur die Folgerung ziehen, daß die Symbolschriften darum unsre Leiter in der Lehre sein müssen, weil in ihnen die alleinige Glaubensnorm, nämlich Gottes Wort, richtig enthalten sei. In welche Lage geriet nun aber der, welcher in den Symbolschriften nicht durchweg das klare und lautere Gotteswort wiederzuerkennen imstande war? Sollte er auf die bei der Ordination abgegebene Erklärung als auf eine bloße Ceremonie ohne weitere Bedeutung zurückblicken, oder sollte er mit einer nur zu leicht in Unehrllichkeit umschlagenden Ängstlichkeit, die alle Geistesfreudigkeit vernichtet, seine Pflichten, wie sie ihm von seinem Gewissen und von der Treue, die er angelobt, diktiert werden, ins Gleichgewicht zu setzen sich bemühen? Ich hatte in den Beratungen, die in geistlichen und anderen Kreisen über diese Frage gepflogen wurden, die feste Erklärung abgegeben, daß ich, wenn ich einmal zur Ordination berufen würde, eine Verpflichtung auf die symbolischen Bücher unsrer Kirche nicht auf mich nehmen würde. Als ich nun für ein Pfarramt in Hirschberg gewählt worden war, kam für mich und für die

aufs bestimmteste von mir ausgesprochene Versicherung die Stunde der Entscheidung. Handelte es sich doch darum, ob mir ein geistliches Amt übertragen werden oder ob ich gezwungen sein würde, dem mit Begeisterung erwählten Beruf wieder zu entsagen. Nahm alles seinen gewöhnlichen Verlauf, so war meine Ordination vom Generalsuperintendenten D. Hahn zu vollziehen. Dieser wurde damals von der zur Erledigung wichtiger kirchlicher Fragen in Berlin zusammenberufenen Generalsynode zurückerwartet, und traf er hinreichend zeitig in Breslau ein, so erhielt ich von ihm den Befehl, zur Ordination mich vor ihm einzufinden; für diese wurde dann ohne Zweifel das agendarische Formular in Anwendung gebracht, ich aber, dem gegebenen Worte getreu, lehnte es mit Entschiedenheit ab, mich auf die symbolischen Bücher verpflichten zu lassen, und die natürliche Folge war, daß ich auf die Ordination überhaupt und damit auf den Antritt des mir bestimmten Amtes Verzicht leisten mußte. Mit schwerem Herzen sah ich dem Ausgang entgegen, der für mich ja überaus schmerzlich gewesen sein würde; daß ich aber vor diesem Verhängnis bewahrt blieb, dafür habe ich noch heute dankerfüllt die Güte Gottes zu preisen. Das Konsistorium beraumte meine Ordination wenige Tage vor Hahns Rückkehr von Berlin an und erteilte den Auftrag dazu dem städtischen Konsistorialrat Fischer, Hauptpastor bei der Maria Magdalenenkirche. Dieser entledigte sich seines Auftrags in allerdings ganz ungewöhnlicher Form, indem er mich den 14. August 1846 auf die reine Lehre Jesu verpflichtete. Ich glaube mit meinem Urteil nicht fehlzugehen, wenn ich diese Wendung der ernststen Angelegenheit von dem Eingreifen des D. David Schulz herleite, der allerdings damals dem Konsistorium nicht mehr angehörte, aber auf die Mitglieder desselben immer noch einen großen persönlichen Einfluß ausübte. Mit freudigem Mute erwartete ich nun den Tag, wo das mir bestimmte Amt mir würde übergeben werden; durfte ich mich doch von der Überzeugung befehlen lassen, daß ich es ohne Gewissensverletzung zu verwalten imstande sein würde. Am 25. Oktober wurde ich, nachdem mich einige Tage zuvor die Gemeinde in einem stattlichen Wagenzuge eingeholt hatte, durch Superintendent Roth aus Erdmannsdorf feierlich eingeführt; in beglückender Weise wurde der Tag für mich noch dadurch ausgezeichnet, daß mein Vater in der Lage war, an der schönen Feier teilzunehmen und damit einen reichen Lohn einzuernten für die

unsäglich Mühen, die er um meinetwillen auf sich genommen, für die großen Opfer, die er für meine Ausbildung gebracht hatte. Ungemein wohl thaten mir die herzlichen Glückwünsche, womit ich nach dem kirchlichen Akt begrüßt wurde; denn sie gaben unzweideutiges Zeugnis von der Freude, womit ich in Hirschberg aufgenommen wurde; nur einer ließ mich im Zweifel über die Gesinnung, der er entsprungen, über den Sinn, der ihm unterzulegen war, als nämlich der Superintendent, nachdem ich die Kanzel verlassen, mir die Worte zurief: „Na, das war das erste Mal, wann wird es das letzte Mal sein?“

Was nun meine Amtsführung anlangt, so glaubte ich zunächst allen Fleiß auf meine Predigten verwenden zu müssen. Es konnte mir unmöglich entgehen, daß die Gemeinde bei der Beurteilung des Geistlichen an erster Stelle den Maßstab von seinen Predigten hernehme, und je deutlicher ich fühlte, daß ich auf diesem Gebiete erst geringe Übung besitze, und je mehr mir, namentlich wenn ich Predigten hervorragender Kanzelredner las, die großen Mängel der meinigen zum Bewußtsein kamen, um so ernstlicher mußte ich mich bemühen, hier nach und nach Besseres zu leisten. Schon damals drängte sich mir beim Anhören von Anfängern die Bemerkung auf, daß dieselben vor allen Dingen die nötige Sicherheit und Gewandtheit im Reden sich anzueignen suchten, damit sie mit einiger Zuversicht die Kanzel betreten und gegen die Gefahr des Steckenbleibens möglichst geschützt sein könnten. Auch auf weiteren Stufen meines Amtslebens, da ich die Ausbildung jüngerer Geistlicher zu leiten und zu überwachen bekam, habe ich jene Bemerkung nur allzu oft bestätigt und darin zugleich eine Erklärung für die Wahrnehmung gefunden, daß so viele, selbst begabtere Prediger, mit der erlangten Sicherheit, besonders wenn ihnen ein kraftvolles oder gefälliges Organ zu Gebote stand, sich zufrieden gaben und dann um ihre höheren Aufgaben, wie sie durch die Gesetze der Homiletik und durch das Bedürfnis der Gemeinde vorgezeichnet wurden, sich ziemlich unbekümmert ließen. Was jede Predigt sein soll, damit sie die ihr gebührende Stelle im Kultus einnehme, daß jede sich als ein Kunstwerk darstellen soll, das sich gliedere wie ein lebendiger Leib, in welchem weder ein Allerlei, noch ein Einerlei, sondern eine Mannigfaltigkeit in der Einheit geboten werde, daß jeder eine feste Disposition zu Grunde liegen müsse, die den Schein der Willkür

und Zufälligkeit fern halte, die dem Zuhörer die Aufmerksamkeit und das Behalten erleichtere, die Wiederholungen und Abschweifungen vermeiden lasse und einen größeren Gedankenreichtum finden und herbeiziehen lehre, das habe ich mir gleich beim Eintritt in das Amt als ein unverbrüchliches Gesetz vorgezeichnet, und niemals, soweit meine Erinnerung reicht, bin ich davon abgewichen. Eine andere Aufgabe der Predigt, daß sie von der Rücksicht auf das Bedürfnis der Gemeinde sich ihren Inhalt geben lasse, habe ich nicht gleich von vornherein beständig im Auge gehabt, sondern, wie es dem Anfänger wohl sehr leicht begegnen mag, die Auffassung des Christentums, die ich auf der Universität von meinen Lehrern angenommen, nun auch in meine Gemeinde zu pflanzen gesucht, den Gedankenkreis, in den ich dort mich eingelebt, auch dem Geistesleben meiner Zuhörer zu eigen zu machen mich bemüht, und damit zugleich einen Beweis von meiner Überzeugungstreue zu geben gemeint. Als ich aber im Gemeindeleben oder im Volksleben Erfahrungen machen mußte, die nur zu deutlich zeigten, wie weit entfernt ein wahres lebendiges Christentum noch von denen war, an deren Seelen zu arbeiten und die für das Gottesreich zu gewinnen mir oblag, da drängte sich mir unabweislich die Notwendigkeit eines andern Predigtinhalts auf, mit dem ich zu größerem Segen als mit bloßer Lehre an der Gemeinde zu arbeiten imstande sein würde. Meine Weiterentwicklung wurde aber nicht lediglich dem eigenen Ernesen überlassen, nicht bloß durch das Urteil bestimmt, was ich über die Zeitereignisse und über die in meiner Gemeinde gemachten Erfahrungen mir zu bilden veranlaßt wurde; auch die mir vorgesetzte Behörde erachtete es für ihre Pflicht, mein inneres Leben und mein amtliches Verhalten in angemessener Weise zu beeinflussen. Meine Ordination war nicht in einer ihren Absichten entsprechenden Weise vollzogen worden, und rückgängig ließ sie sich füglich nicht machen; aber durch nachträglich mir auferlegte Verpflichtungen glaubte man die verderblichen und verhängnisvollen Wirkungen derselben verhüten zu können. Im Juni 1847 erhielt ich vom Superintendenten Roth folgendes Schreiben: „Das hochwürdigste Königl. Konsistorium hat mich unterm 2. Juni beauftragt, von Ew. Hochlehrwürden die Konzepte der Predigten sofort einzufordern und einzusenden, welche Sie an den Sonntagen Septuagesimä, Reminiscere, Palmarum und am ersten Ostertage d. J.

gehalten haben. Demzufolge sende ich einen expresseu Boten und ersuche Sie, durch denselben mir die genannten Konzepte versiegelt zukommen zu lassen. Gegen andre werde ich so lange von der Sache schweigen, als ich nicht zu reden gezwungen bin, oder sie nicht bereits in anderer Munde ist.“ Dieses Schreiben eröffnete vielleicht das rechte Verständnis für den etwas eigentümlichen Glückwunsch des Superintendenten nach meiner Einführungs predigt, aber die rechte Antwort auf die Frage: „wann wird es das letzte Mal sein?“ sollte es noch nicht einleiten. Vollständig vermochte ich dem Verlangen nicht nachzukommen, da ich ein paar Predigten nicht wörtlich niedergeschrieben hatte, und wurden mir nun die Abschriften der fehlenden mit der Frage vorgelegt, ob und wie weit ich anerkenne, dieselben wirklich gehalten zu haben. Hieraus ergab sich denn, daß mir (ob im Auftrage des Konsistoriums oder von einem meiner Hörer aus eigenem Antriebe, vermag ich nicht zu entscheiden) die gedachten Predigten (vielleicht auch andere) in der Kirche nachgeschrieben und wohl durch Vermittelung des Superintendenten dem Konsistorium überreicht worden waren. Ich beantwortete die mir vorgelegte Frage völlig wahrheitsgemäß in folgendem, an den Superintendenten gerichteten Schreiben: „Ew. Hochwürden beehre ich mich auf die im Auftrage des Königl. Konsistoriums an mich gerichtete Anfrage heute ergebenst nachstehende schriftliche Erklärung einzusenden. Nach mehrmaliger aufmerkamer Durchlesung der mir zugesandten Aktenstücke vermag ich mich unmöglich zur Autorschaft der beiden fraglichen Predigten, wie sie mir jetzt vorgelegt werden, zu bekennen. Wohl mögen manche Gedanken darin die von mir ausgesprochenen sein, aber die Zusammenstellung und Fassung derselben ist mir so fremd, daß ich mich darin nicht heimlich zu finden weiß. Thema und Teile sind richtig angegeben, aber doch nur teilweise, und fast weiß ich nicht, ob sich mein Urteil über die mir vorliegenden Nachwerke dahin neigen soll, daß der Denunziant böswillig zu entstellen gesucht hat, was ich nach dem Zeugnis meines Gewissens im eifrigen Streben, meiner Verpflichtung gemäß ein reines Evangelium zu verkünden, ausgesprochen habe, oder daß er mit einer zu jammervollen Auffassungsgabe ausgerüstet ist, um als ein zuverlässiger Berichterstatter des Hochwürdigen Konsistoriums gelten zu können. Dasselbe würde, wie ich fest überzeugt bin, durch genügende offene Stimmen aus meiner Gemeinde bestätigt werden,

wenn ich die mir übersandten Geistesprodukte der Öffentlichkeit übergeben wollte.“ Der ärgerliche Handel war damit zu Ende gebracht; das Konsistorium machte es am Schlusse seiner Entscheidung mir nur zur Pflicht, meine Predigten sorgfältig zu konzipieren, damit ich imstande sei, gegen Beschuldigungen, wie die erhobene, mich vollständig zu verteidigen. — Zu einer solchen Verteidigung hat sich während meiner ganzen zwölfjährigen Amtsführung in Hirschberg kein Anlaß geboten, denn keine meiner Predigten hat von irgend einer Seite einen Angriff erfahren, und ungestört habe ich auf meine Weiterbildung Mühe und Fleiß verwenden, unbehelligt von Parteilichkeit das in Christo gegebene Heil meiner Gemeinde zur Annahme darbieten können. Doch nicht bloß in Predigten, sondern auch in Amtshandlungen konnte die Verschiedenheit der Ansichten zu Tage treten, und manche ernste Mißhelligkeit, mancher gar nicht unerhebliche Streit hat in meiner Amtsthätigkeit darin seinen Ursprung genommen. Es ließen sich dafür nicht wenige Beispiele anführen; es soll aber nur eins an dieser Stelle hervorgehoben werden. Ein Kreisgerichtsrat, ein Mann, der weit und breit das größte Ansehen genoß, der jahrelang das Amt eines Vorgesetzten im Kirchenkollegium bekleidete, dem jeder das Zeugnis eines aufrichtig frommen Christen gab, und der eben im Begriff war, eine voraussichtlich glückliche Ehe einzugehen, nahm sich ein paar Tage zuvor, unzweifelhaft unter dem Einfluß einer schweren Geistesstörung, das Leben. Ich wurde ersucht, an seinem Grabe ein Gebet zu sprechen, und ich entsprach diesem Wunsche ohne jedes Bedenken. In der kurz darauf abgehaltenen Diöcesan-Konferenz trug der Superintendent den Fall vor und fragte mich, wer mir das Recht gegeben habe, am Grabe eines Selbstmörders zu sprechen, worauf ich erwiderte, es sei mir kein Gesetz bekannt, wodurch ich daran verhindert worden wäre. Er behauptete, es sei gegen die christliche Sitte, was mich zu der Bemerkung veranlaßte, ich könne mir recht wohl denken, daß das, was er christliche Sitte nenne, auch zur Unsitte werde. Seinem Einwurf, daß ich wenigstens nicht im Talar hätte sprechen sollen, begegnete ich mit der Versicherung, der Talar würde dadurch nicht unbrauchbar geworden sein; auf seine Belehrung aber, daß ich im Talar Vertreter der Kirche sei, fand ich auf meinem Standpunkt nur die vielleicht nicht ganz ehrerbietige Antwort, daß wenn ich die Kirche nur mit dem Talar verträte, es

mit meiner Vertretung recht übel bestellt sein dürfte. Er erklärte nun, daß er die Sache ans Konsistorium berichten werde, und führte das auch aus; die Oberbehörde aber gab den weisen Bescheid, eine Rede am Grabe eines Selbstmörders könne für die Gemeinde recht erbaulich und sittlich anregend wirken, die Beurteilung sei der Pastoralweisheit des Redenden zu überlassen, und neue Bestimmungen für die Beerdigung von Selbstmördern seien nicht für nötig zu erachten.

Von weiteren Erlebnissen auf kirchlichem Gebiet führe ich aus meiner Hirschberger Amtszeit nur die im Sommer 1854 in der Hirschberger Diöcese abgehaltene Generalkirchenvisitation an. Es sollte damit eine Reihe von Visitationen ihren Anfang nehmen, die nach reformatorischem Muster veranstaltet, auf den ganzen Staat berechnet und dazu bestimmt waren, in ihrer Vereinigung ein Gesamtbild der evangelischen Landeskirche darzubieten, und diese erste fand unter der Leitung des Herrn Generalsuperintendenten D. Hahn aus Breslau unter Mitwirkung einiger für diesen Zweck ausgewählter Geistlichen statt, bei denen zum Teil die Richtung wohl weniger angezweifelt werden durfte, als ihre Befähigung. Jeder Geistliche der Diöcese hatte einen Gottesdienst abzuhalten und darin über eine gegebene Bibelstelle zu predigen; daran schloß sich dann in engerem oder looserem inneren Zusammenhang eine längere Ansprache an, die einem Mitgliede der Visitationskommission übertragen war, und die von der Auffassung Zeugnis ablegte, womit derselbe an die Lösung seiner Aufgabe herantrat. Ich war dazu ausersehen, in Erdmannsdorf zu predigen, und als Text war mir die Stelle Joh. 6, 69. 70 gegeben: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Der Geistliche, dessen Ansprache auf meine Predigt folgte, hatte nicht bloß nach meiner, sondern auch nach der Ansicht vieler Hörer, die im ganzen seiner Richtung huldigten, die ihm vorgezeichnete Aufgabe arg verkannt. Während nämlich ziemlich allgemein die Meinung herrschte, daß die Mitglieder der Visitationskommission die Auszeichnung, die ihnen mit ihrer Erwählung widerfahren, durch ihr tiefes Eindringen in das von ihnen auszulegende Schriftwort und durch ihre, ein mächtiges Ergreifen vom Geist des Christentums bezeugende Rede zu würdigen und zu rechtfertigen hätten;

glaubte der Redner, auf den ich mich hier beziehe, seine Stellung als die eines Richters auffassen zu dürfen und verurteilte nun in dem sich selbst überhebenden Bewußtsein eigener Rechtgläubigkeit mit Schärfe und Bitterkeit den Glaubensmangel und die Irrlehren, die er in den Worten seines Vorredners entdeckt zu haben meinte. Der Unwille und die Entrüstung, wovon meine Gemeinde in Folge dessen ergriffen wurde, äußerte sich ohne jede Zurückhaltung; die Verhandlungen, die gerade in jenen Tagen mit den Vertretern der Kirche darüber gepflogen wurden, daß bei der nächsten Pfarrvakanz dem Könige das Recht der Wiederbesetzung der Stelle zugestanden werden möchte, zerfielen, da die in Erdmannsdorf gemachte Erfahrung die Befürchtung laut werden ließ, daß durch den Einfluß der Vorschläge zu machen veranlaßten Behörden leicht ein Prediger, wie der dort vernommene, gewählt und durch denselben der bis jetzt bestandene kirchliche Friede gestört und untergraben werden möchte. Erst später ging die Gemeinde, durch freundliche Zusicherungen gewonnen, auf den Wunsch des Königs ein. Die Visitation gewann für mich einen befriedigenden, ja erfreulichen Abschluß durch die freundlichen Worte, welche in der Schlußkonferenz Generalsuperintendent Hahn an mich richtete. Weit davon entfernt von seinem theologischen Standpunkt aus über den meinigen zu Gericht sitzen zu wollen, erkannte er in höchst liebenswürdiger Weise den erbaulichen und den durchaus christlichen Charakter meiner Predigt an, wenn er auch nicht verhehlte, was er an derselben noch vermißt habe. Das Bekanntwerden dieses von dem obersten Geistlichen Schlesiens gefällten Urteils brachte für mich noch den besonderen Segen, daß hinfort keine parteiischen Angriffe mehr auf mich gerichtet wurden, sondern daß man mich ruhig und in Frieden in meinem Hirschberger Amte weiter wirken ließ bis zu dem Tage, der mir einen größeren Wirkungskreis eröffnen sollte.

4. Amtliches Wirken in Breslau.

Schon mehrfach waren aus den Kreisen Breslauer Freunde und Bekannten Aufforderungen zur Bewerbung um eine Breslauer Predigerstelle an mich ergangen; aber im Hinblick auf die glückliche Wirksamkeit, die mir in Hirschberg beschieden war, hatte ich mich

bisher nicht dazu entschließen können, jenen Anregungen Gehör zu schenken. Aber als im Anschluß an die Kirchenvisitation jene Gelegenheit mir wiederholt zur Erwägung vorgehalten und das engere Zusammenleben mit einer größeren Zahl von Gefinnungsgenossen als beachtenswerter Beweggrund geltend gemacht wurde, gab ich, da gerade die Wiederbesetzung des Diaconats an der Bernhardin-Kirche in Frage stand, durch Mittelspersonen, welche sich für die Sache interessierten, die Erklärung ab, daß ich, wenn ich von dem Magistrat der Stadt, als dem Patron der Stelle, dazu veranlaßt würde, zur Abhaltung einer Gastpredigt gern bereit sein würde. Diese Gastpredigt hielt ich am Sonntage Kantate 1857 über das Evangelium des Sonntags und wurde daraufhin zum Diaconus von St. Bernhardin gewählt. Aber das Konsistorium versagte mir zunächst die Bestätigung. Unterm 13. Februar 1858 erhielt ich von demselben folgende Verfügung:

„Nachdem wir Ihre Berufung zum Diaconus der hiesigen evangelischen Haupt- und Stadt-Pfarrkirche zu St. Bernhardin seitens des hiesigen Magistrats auf Grund der über die von Ew. Hohehrwürden am Sonntage Kantate v. J. gehaltenen Gastpredigt abgegebenen theologischen Gutachten zu bestätigten Anstand genommen haben, hat sich der hiesige Magistrat als Kirchenpatron Beschwerde führend an den Evangelischen Oberkirchenrat als Rekursinstanz gewendet und die Bestätigung Ihrer Vokation nachgesucht. Die von Ew. Hohehrwürden gehaltene Gastpredigt hat aber auch bei dem Evangelischen Oberkirchenrat Bedenken erregt. Zur sicheren Begründung der zu treffenden Entscheidung und um Ihnen Gelegenheit zu weiterer Auslassung zu geben, hat uns der Evangelische Oberkirchenrat beauftragt, mit Ihnen ein Kolloquium abzuhalten, bei welchem die in Frage stehende Predigt die Anhaltspunkte abgeben soll. Wir sollen Ew. Hohehrwürden zugleich gestatten, schon vor dem Kolloquium sich über die anstößigen Punkte Ihrer Predigt schriftlich anzulassen. Hierbei würde es auf folgende Punkte ankommen:

„1. Was Sie eigentlich unter dem ‚heiligen Geiste‘ verstehen, da in Ihrer Predigt von demselben in einer Weise geredet wird, daß weder das Wesen, noch die Wirkungen desselben deutlich ersichtlich werden. Vielmehr scheint sich alles, was vom heiligen Geiste ausgeht, auf eine gewisse Begeisterung für die Wahrheit, für

das Heilige zu beschränken, und es ist auch nicht ersichtlich, wie jemand des heiligen Geistes teilhaftig werden könne. Das deutliche Lesen der großen Gesetze, nach denen der Schöpfer seine Welt regiert, die Einsicht in den wunderbaren Zusammenhang in der Geschichte der Menschheit, die Erkenntnis unseres Zieles und des Weges, der zu demselben uns geleiten soll, das Verständnis der geheimnisvollen Verbindung unsrer doppelten Natur — das sollen die besonderen Offenbarungen des heiligen Geistes sein? Genügt es, zu sagen: ‚der heilige Geist, der uns regiert, wird der rechte Dolmetscher der großen Wahrheiten von Gott, von seinem Willen und seiner würdigen Verehrung, von unsrer erhabenen Würde und Bestimmung werden?‘ Was verstehen Sie unter den Worten: ‚der heilige Geist wird Jesum verklären?‘ Sie nennen Jesum zwar wahren Gottessohn, Herrn und Meister, aber überwiegend erscheint er in Ihrer Darstellung als Prophet der Wahrheit, als ‚der Göttliche‘, ‚der große Gottgesandte‘, als ‚Lehrer‘, und es ist durchaus nicht ersichtlich, welchen besonderen Aufschluß der heilige Geist dem gläubigen Herzen über die Person Jesu vermittelt.

„2. Was halten Sie von dem natürlichen Zustande des Menschen, von der Sünde und ihrem Verderben? Nach dem zweiten Teile Ihrer Predigt sprechen Sie von der dem Menschen vom Schöpfer verliehenen edleren Natur, von einem furchtlosen und kraftvollen Vorwärtsschreiten auf der Bahn der Wahrheit und des Guten, von dem Sinn für alles Edlere und Höhere. Sie wissen nur von äußeren sündlichen Handlungen zu reden und zeichnen den damit befleckten Wandel; aber zu einem Aufdecken des innern Wesens der Sünde kommt es nicht. Ebensowenig ist es ersichtlich, wie der heilige Geist den Sünder bekehrt und zur Heiligung führt. Wir veranlassen Sie daher, sich über Ihre Ansicht von der christlichen Heilsordnung, von dem Stufengange derselben, sowie von dem eigentlichen Wesen der Bekehrung und Wiedergeburt aus dem heiligen Geist unter ausdrücklicher Berücksichtigung Ihrer Behauptung, daß man ‚durch Tugend und unsträflichen Wandel den Endzweck seines Lebens erreichen solle‘, vollständig auszulassen.

„3. Besonders müssen wir wünschen, daß Sie auf die Lehre von der Rechtfertigung hierbei eingehen und sich darüber äußern, wie Sie Ausdrücke, wie folgende, verstanden wissen wollen, daß Jesus gerecht mache durch den hohen Ernst, womit er uns die

Aufgaben des Lebens betrachten lehrt, durch den mutigen Glauben an unsre Kraft, womit er eine neue Welt gestalten wollte, durch die Begeisterung, die sein edles Vorbild uns einhaucht, und durch das feste Vertrauen auf Gottes unendliche, auch dem Sünder zugewandte Vaterliebe, für die es keine zuverlässigere Bürgschaft geben kann, als Jesu Sendung, seinen Leben, sein Tod. Die Bedeutung des Opfertodes Jesu läßt sich aus Äußerungen nicht erkennen, wie sie sich Teil II vorfinden: 'Ihr trägen Geister blickt hoher Bewunderung voll zu ihm empor, der für die Freiheit einer ganzen Welt die Knechtschaft duldet, und um der Wahrheit Sonnenlicht über die Menschheit aufgehen zu lassen, der Nacht des Todes furchtlos und ohne Schrecken entgegengeht.' Aus dem weiteren Zusammenhange ergibt sich, daß von einer Erlösung durch Christi Blut, von der Vergebung der Sünden in Kraft seines stellvertretenden Opfers und seines Verdienstes bei Ihnen nicht die Rede ist, sondern nur von einer Nachahmung des Beispiels Jesu als des vollendeten Gerechten, mit dem Mute der Tugend, der Begeisterung des Glaubens und der Freudigkeit des Gottvertrauens. Es wird daher Ihre Stellung zu diesen schriftgemäßen Lehren des evangelischen Bekenntnisses von Ihnen näher zu erörtern sein, wobei Sie sich auch darüber auszulassen haben, was Sie unter dem Satze verstehen, daß Jesus 'die höchsten Aufgaben der Menschheit in einer noch nie gekannten Vollkommenheit gelöst habe'.

„4. Sie nennen den Fürsten dieser Welt 'die Selbstsucht mit allen ihren dienstbaren Geistern', ohne sich auch im Verlaufe der Predigt über Person und Wirksamkeit des Fürsten dieser Welt näher auszusprechen. Wir wünschen daher Ihre Ansicht von der Persönlichkeit des Teufels und von seiner Wirksamkeit, sowie von dem Siege des Sohnes Gottes über denselben zu erfahren, sowie eine Auslassung darüber, wie Sie Ihre Ansicht mit der Schriftlehre vereinigen zu können glauben.

„Wir wollen Ihren schriftlichen Erklärungen binnen 4 Wochen entgegensehen und behalten uns vor, Ihnen sodann den Termin für das Kolloquium näher zu bezeichnen.

Königliches Konsistorium für die Provinz Schlesien.

D. Hahn. v. Röder.“

Die Antwort auf vorstehende Fragen gab ich in der mir gestellten Frist in nachfolgendem Schreiben:

„Einem Hochwürdigem Königlichen Konsistorium überreiche ich hiermit gehorsamst die von mir geforderte schriftliche Auslassung über die bezüglich meiner am Sonntage Kantate v. J. zu Breslau gehaltenen Gastpredigt mir vorgelegten Fragen. Möchte es mir gelingen, durch die Beantwortung derselben die Bedenken zu erledigen, welche die angeregten Stellen meiner Predigt hervorgerufen haben, und ein Hochwürdiges Konsistorium damit geneigter zu machen, meiner Vokation die bisher versagte Bestätigung zu gewähren. Hierbei kann ich nicht umhin, die Bemerkung voranzuschicken, daß es mir ein heiliger Ernst damit ist, an der mir anvertrauten Stätte nicht bloß zu reden, sondern durch mein Predigen dem Reiche Christi Seelen zu gewinnen und, soweit es meine schwache Kraft vermag, den Mächten entgegenzuarbeiten, welche die Herzen der Menschen so beherrschen, daß jenes Reich nicht Eingang darin finden mag. Es mag sein, daß ich nicht immer Bedacht darauf nehme, die Übereinstimmung des von mir Gesagten mit dem Wortlaut der Dogmen unsrer Kirche hervortreten zu lassen, aber das weiß ich, daß mir immer der Auftrag vor Augen steht, den der Herr selbst seinen Jüngern erteilt hat, sein Evangelium zu verkündigen aller Welt, und daß die Erfüllung dieses Auftrags mir auch bisher eine rechte Freudigkeit gegeben hat in guten und in bösen Tagen. Dabei bin ich mir jedoch keines Widerspruchs mit den Grundlehren unsrer Kirche bewußt, es ist vielmehr seit dem Beginn meiner Amtsführung mein stetes Bemühen gewesen, die tiefe Wahrheit derselben immer deutlicher zu erkennen, und bin ich auf diesem Wege auch dazu gelangt, manchem Satze, dessen Form und äußere Fassung ehemals mich abgestoßen hatte, um seines Inhalts willen freudig zuzustimmen. Ein Hochwürdiges Königliches Konsistorium bitte ich nun ganz gehorsamst, von dieser Bemerkung die Anwendung auch auf die vorliegende Predigt zu gestatten und für meine weiteren Auslassungen der Versicherung Glauben zu schenken, daß dieselben lediglich der Wahrheit dienen, nicht aber durch Nebenabsichten in ihrer Fassung bestimmt sein sollen. Eine recht freudige Zuversicht gewinne ich hierbei dadurch, daß es mir in Bezug auf die mir vorgelegten Fragen möglich ist, zumeist an die von meinem hochverehrten Lehrer, dem Generalsuperintendenten

Herrn D. Hahn in seinem Lehrbuch des christlichen Glaubens gegebenen Entwicklung mich anzuschließen.

„Was nämlich die erste Frage, betreffend meine Ansichten über das Wesen und die Wirkungen des heiligen Geistes anlangt, so ist es meine innige Überzeugung, daß Gott im Christentum sich offenbart als Vater, Sohn und Geist, als Vater, der die Erlösung beschlossen hat, als Sohn, der sie vollbringt, und als der heilige Geist, der ihre Folge, das neue göttliche Leben zu allen Zeiten der Kirche mitteilt. In meinen Vorträgen halte ich mich stets an die biblischen Bestimmungen, weil mir bei einem Darüberhinausgehen die Gefahr fast unvermeidlich erscheint, anthropomorphische Vorstellungen von Gott im Volke zu wecken und zu befördern. Es sind daher, wenn ich vom heiligen Geiste rede, vorzüglich die Wirkungen desselben, die darzulegen ich mich bemühe, und jehe auch ich nach der Lehre der Kirche dieselben darein, daß er uns beruft, erleuchtet, zur Buße führt, heiligt und bei Gott und Jesu erhält im rechten einigen Glauben, so daß auch ich ein Strafant, Lehramt, Buß- und Besserungsamt und ein Trostant ihm beilege. Es ist keineswegs bloß eine gewisse Begeisterung für die Wahrheit und für das Heilige, worin ich das Walten des heiligen Geistes suche, sondern die vorhin angegebenen Wirkungen. In meiner Predigt habe ich die einzelnen Sätze des Evangeliums und die darin gegebenen Verheißungen Jesu in drei Hauptsätze zu vereinigen gesucht und mich dabei an die Dreiteiligkeit des menschlichen Geistes angeschlossen. Ich gebe gern zu, daß die je zwei Sätze, die ich dabei zusammengestellt: ‚der heilige Geist wird uns in alle Wahrheit leiten und dadurch Christum für uns verklären; er wird von der Sünde uns überführen und in Christo den uns zeigen, der gerecht macht; er wird das Gericht über den Fürsten dieser Welt uns offenbaren und dadurch Trost und Frieden in unsre Seelen senken‘ sich nicht vollständig decken; dazu fühle ich gar tief, wie wenig erschöpfend ich von dem allen geredet habe; aber ich glaube doch auch, daß ich nichts Unbiblisches vorgetragen habe, und finde das von mir Gesagte in voller Übereinstimmung mit dem von Hahn, Lehrbuch des christlichen Glaubens S. 232, Gelehrten: ‚Er erweckt durch mahnende heilsame Regungen die Herzen der Menschen und erleuchtet sie mittelst des Wortes Christi, daß sie ihn erkennen in seiner Herrlichkeit und an ihn glauben; er erfüllt sie mit dem

Bewußtsein der Liebe und Gnade Gottes und heiligt und stärkt sie zu allen Guten, damit sie ihren Christenberuf erfüllen und das Ziel erreichen; er tröstet und stärkt sie in innerer Schwäche und Verzagttheit und bewahrt ihnen den höheren Frieden und die Freude an Gott und seinen gnädigen Ratschlüssen und Führungen, er gründet und sichert so das Reich Gottes in den Herzen derer, die an Jesum und durch ihn an Gott glauben‘. Die Worte ‚derselbige wird mich verklären‘ habe ich mit den Worten Jesu erklärt: ‚denn von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen‘, und mit Bezug darauf von den Jüngern gesagt: ‚Wie deutlich wurde es ihnen nun, daß alles Herrliche, womit der heilige Geist ihr Leben beglückte, nur aus der Gottesfülle geschöpft war, die in Christo Jesu wohnte‘, und wie wahr er darum gesprochen: ‚derselbige wird mich verklären‘; wie sicher wurden sie nun dazu gebracht, den Herrn in der Verklärung Glanz vor sich zu schauen und das, was einst ein noch von manchen unreinen Elementen genährter Glaube gesprochen hatte, jetzt in ebenso reiner als zuversichtlicher Überzeugung ihm nachzurufen: ‚Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes‘. Damit befindet sich im Einklang, was ich zu Ende des ersten Teils gesagt habe: ‚Der heilige Geist wird der rechte Dolmetscher der großen Wahrheiten u. s. w. werden, die der Herr uns verkündet, und dadurch Jesum auch vor uns verklären; wir werden fühlen, daß, wenn wir auch von Jugend an gewöhnt waren, ihn als Oberhaupt der Christenheit und als den wahren Gottessohn zu verehren, von ganzem Herzen und aus voller Seele doch niemand Christum seinen Herrn heißen könne, ohne durch den heiligen Geist, und nun mit festgegründetem Vertrauen und unerschütterlicher Zuversicht uns zu den Füßen des Lehrers setzen, den Lauten horchen, die aus dem Munde dessen kommen, der sich den Weg, die Wahrheit und das Leben nannte‘. Wie jemand des heiligen Geistes teilhaftig werden könne, davon habe ich allerdings in meiner Predigt nicht genauer gesprochen, aber ich habe im zweiten Teil mit der Schilderung der Regungen, die oft auf unerklärliche Weise im Menschen entstehen, hinzuweisen beabsichtigt auf die gratia praeveniens; überhaupt ist mir alles, was auf diesem Gebiete gewirkt wird, auch die Freiheit, womit der Mensch zu seiner fortschreitenden Heiligung mitwirken,

und womit er der Gnade sein Herz öffnen kann, ein Werk der göttlichen Gnade, und soll der Mensch, derselben immer mehr theilhaftig zu werden, der Gnadenmittel des Wortes Gottes, des Gebets und Sakraments sich fleißig bedienen. Doch werde ich davon bei Entwicklung meiner Ansichten von der christlichen Heilsordnung noch weiter reden und gehe darum zunächst zur Beantwortung der zweiten Hauptfrage über, was ich von dem natürlichen Zustande des Menschen, von der Sünde und ihrem Verderben halte. Hier habe ich nun zuvörderst zu bemerken, daß ich von der dem Menschen verliehenen edleren Natur, von dem furchtlosen, kraftvollen Vorwärtsschreiten auf der Bahn der Wahrheit und des Guten, von dem Sinn für alles Edlere und Höhere gar nicht rede als von Dingen, die der Mensch besitze, sondern vielmehr als von solchen, die ihm durch die Sünde abhanden gekommen sind; auch glaube ich nicht bloß von einzelnen sündhaften Handlungen zu sprechen, womit der Wandel des Menschen besleckt sei, wiewohl ich gerade jedem seine eigentümlichen Sünden immer recht lebendig zum Bewußtsein zu bringen bemüht bin, weil ich recht oft schon wahrgenommen habe, daß der Mensch für seine eigentümliche Schuld eine Art Entschuldigung oder Veruhigung in der Lehre vom allgemeinen menschlichen Verderben suche; aber ich rede in meiner Predigt vorzugsweise von der Umgestaltung, die das Wesen der Menschen durch die Sünde erfährt, wenn ich spreche von dem leichtsinnigen Freudentaumel, der sie beherrscht, von der unbezähmbaren Genußsucht, die sie ganz zu ihren Sklaven macht, von dem Hange zu sinnlicher Lust, der in ihnen übermächtig geworden, von der Erreichung irdischer Zwecke, um welche sich das ganze Leben bewegt. In diesen Schilderungen und in der Ansicht, wovon sie ausgegangen sind, weiß ich mich vollkommen eins mit dem, was Herr Generalsuperintendent Hahn in seinem Lehrbuch S. 356 ff. sagt: Mangel inniger Liebe, und was daraus folgt, Mangel an Vertrauen zu Gott und Mangel an Scheu vor Übertretung seines heiligen Willens, wodurch die erste Sünde in der Welt vollendet wurde, derselbe Mangel ist es auch, der das Verhältnis der Menschen als der Kinder zu Gott, ihrem Vater, welches als das ursprüngliche und eigentliche anerkannt werden muß, stört und auflöst. Aber das Verlangen und das Streben der göttlichen Kräfte im Geiste des Menschen ist unendlich wie er selbst. Da er nun im natürlichen Zustande das einzig

würdige, ewige Ziel seines Verlangens und Strebens verloren hat, nämlich Gott und sein Reich mit allen höheren, unvergänglichen Gütern, und darum auch nicht Befriedigung für die ersten und letzten Bedürfnisse seines unsterblichen Wesens findet, so sucht er sie in der vergänglichen Welt und opfert das Leben für das Ewige der Befriedigung der Neigungen und Übung der Kräfte des irdischen Teils seines Wesens, welche ihrer Bestimmung zufolge durch die höheren Kräfte und Bestrebungen geheiligt und gerichtet nur dienen sollten, den ersten und letzten Zweck des gottverwandten Geistes zu erreichen. Doch sind die höheren geistigen Kräfte des menschlichen Wesens weder vernichtet, noch in dem natürlichen Zustande als solchen ganz unterdrückt; einzelne Ahnungen, Regungen und Mahnungen derselben nimmt jeder wahr, und die Erfahrung, wie die Geschichte der Entwicklung unsres Geschlechts bietet zahllose Zeugnisse dafür. Aber laut und einstimmig geht auch durch die Geschichte und Erfahrung das Zeugnis — und das Bewußtsein eines jeden Unbefangenen erkennt es, wenn auch mit Wehmut, an —, daß die Kräfte des menschlichen Wesens in einem Mißverhältnis stehen, daß der Geist, welcher in dem Menschen herrschen sollte, weil er göttlicher Art ist, unter einem nachteiligen Einfluß der niederen Seelenkräfte stehe, daß mit der entschiedenen innigen Liebe zu Gott und seinem Reiche, welche das Gesetz vollkommen erfüllen würde, auch die Freiheit des Willens verloren ist, so daß er nicht das zu thun vermag, was er will, d. h. was er als Mensch, welcher göttlichen Wesens ist, vernünftigerweise nur wollen kann und nach dem unbestochenen Urteil des Gewissens nur wollen darf, sondern gewöhnlich das thut und vor allem erstrebt, was seine irdische sinnliche Natur begehrt. Wie es bei diesem Zwiespalt des äußern und innern Menschen im natürlichen Zustande unmöglich ist, daß jemand wahren Frieden und wahre Freude findet, weil die wahre innere Gerechtigkeit fehlt, ebenso ist es auch natürliche Folge, daß der Mensch in dem Verhältnis, in welchem er sich den niedern Gattungen irdischer Geschöpfe verähnlicht, unfähig ist, seine ursprüngliche Bestimmung zu erfüllen, als Gottes Ebenbild und Stellvertreter auf Erden Herr der äußeren Natur zu sein, und daß in demselben Verhältnis, als das Irdische sein Göze wird, dasselbe ihn durch Gottes gnädige Fügung zur Quelle äußerer Übel wird, deren Ende der Tod ist, damit er zum Bewußtsein seiner verkehrten Richtung

komme und die schlummernden höheren Kräfte und Bedürfnisse in ihm geweckt und zum Kampf gegen die Begierden des irdisch-sinnlichen Wesens gestärkt werden, aus welchem Kampfe, wenn er erstlich gekämpft ist, der Tod den unsterblichen Geist in das freie ewige Leben führt. So deutliche Lehre der heiligen Schrift es demnach ist, daß der natürliche Zustand des Menschen weder der rechte noch der ursprüngliche, sondern daß durch die Schuld der Menschen ein unnatürliches, sündhaftes Verhältnis derselben zu Gott und seiner Schöpfung insofern das natürliche geworden ist, als von den Kindern der ersten Eltern an ein jedes gleich durch die Geburt in demselben auf Erden erscheint, so ist doch den Urkunden unsrer Religion die Lehre fremd, daß die Schuld der Ureltern auch die Schuld der Nachkommen sei, indem sie die Teilnahme an der Schuld überall ableiten von der eigenen freien Teilnahme an der Sünde. Zwischen diesen Ansichten, zu denen ich hiermit mich offen bekenne, und zwischen den in meiner Predigt ausgesprochenen weiß ich einen Widerspruch nicht anzufinden. Was nun aber meine Ansicht von der christlichen Heilsordnung anlangt, so verstehe ich darunter die geistig-sittliche Umwandlung, die mit dem sündhaften Menschen vorgehen muß, wenn er des durch Christum erworbenen Heils teilhaftig, mit Gott versöhnt und selig werden soll, die Umwandlung, die begründet in Gottes ewigem Ratsschluß zum Vollzug kommt durch die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes und in der heiligen Schrift mit den Namen Wiedergeburt, neue Geburt, Geburt von oben bezeichnet wird. Wiewohl es mir in Übereinstimmung mit Hahn S. 523 immer den Anschein gewinnt, als werde die eigentümliche Kraft der einfachen Bibellehre durch zerplitternde Distinktionen und Modifikationen geschwächt, so vermag ich doch recht gern den Stufengang jener Umwandlung in Berufung, Erleuchtung, Buße, Heiligung und Vereinigung mit Gott zu zerlegen; das Wesentliche ist mir einerseits die Wirksamkeit des heiligen Geistes und andererseits die Hingabe des Menschen an diese Wirksamkeit; der heilige Geist beruft, erleuchtet, straft, der Mensch muß hören, Buße thun und glauben und nun unter der ferneren Leitung des heiligen Geistes Sinn und Leben heiligen und dadurch eine immer innigere Vereinigung mit Gott anstreben. Wenn nun hierbei eine ausdrückliche Berücksichtigung meiner Behauptung verlangt wird, daß man durch Tugend und unsträflichen Wandel den Endzweck seines Lebens erreichen soll, so habe ich in meiner Predigt vergebens

eine solche Behauptung gesucht; nur in dem dritten Teile derselben kommt die Äußerung vor: „wo der heiße Wunsch, durch Tugend und unsträflichen Wandel den Endzweck ihres Lebens zu erreichen, sie den gläubigen Verehrern dessen beigejellte, der die höchsten Aufgaben der Menschen in einer noch nie geahnten Vollkommenheit gelöst hatte“, und rede ich damit von den verschiedenen Regungen und Bestrebungen, die der Befehring von Zeitgenossen Jesu vorangingen und rechne darunter das Verlangen, ein göttliches Leben zu führen, dem in Christo die alleinige Verwirklichung vorgehalten wurde. Übrigens bin ich allerdings der festen und innigen Überzeugung, daß es die Aufgabe des Menschen und das notwendige Streben des Glaubens sei, durch Tugend und unsträflichen Wandel sich zu offenbaren, wiewohl es mir noch niemals eingefallen ist, dem Menschen um solches Strebens willen ein Verdienst zuzusprechen.

„3. In Bezug auf die Lehre von der Rechtfertigung glaube und predige ich, daß Christus in Folge des Ratsschlusses der göttlichen Barmherzigkeit in freier Liebe sich in den Tod begeben, und daß um seines Verdienstes willen die von Gott durch die Sünde abgefallene Menschheit, die sich nimmermehr selbst zu erlösen und den Weg des Heils und der Versöhnung zu finden vermocht hätte, von Gott wieder zu Gnaden angenommen worden sei, daß aber jeder einzelne an dem damit der ganzen Menschheit erworbenen Heil nur Teil haben könne durch den Glauben, der sich ganz und unbedingt der Leitung Christi und des heiligen Geistes übergibt. Zwei Gefahren suche ich bei der Darlegung dieses Dogmas immer sorglich zu vermeiden, daß nämlich die unreine Vorstellung von einem zürnenden Gott sich in die Gottesanschauung einmische, und daß der Mensch nicht unthätig oder bloß vermittelt eines historischen Glaubens des Verdienstes Christi sich getröste; darum beschränke ich mich darauf, zu sagen: Ein allerbarmender Vater hat dadurch, daß sein Sohn der ewigen Gerechtigkeit genug gethan, seine gefallenen Kinder wieder mit sich selbst versöhnt, aber jeder, dem diese Versöhnung zu teil werden soll, muß, durch die Angst der Sünde hindurchgegangen, Christum im Glauben ergreifen, daß er in der Fülle eines neuen Lebens freudig bekennen möge: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir“. Diese Auffassung liegt auch meiner Predigt zu Grunde, wenn sie gleich nicht ausführlich in derselben zum Ausdruck gekommen und mißverständlich nicht ganz fern gehalten

worden ist. Es kam mir an der betreffenden Stelle darauf an, in einigen Zügen auf das neue Leben hinzuweisen, was der heilige Geist in den Herzen der Gläubigen wirken soll, und wozu jeder bei allem Gefühl seiner Untüchtigkeit doch auch wieder das Bewußtsein der Kräfte in sich tragen müsse, die ihm der Schöpfer verliehen. Der Glaube, der Christo nachzufolgen sucht in seinen Fußstapfen und der, wenn er nicht mit dem Mut der Tugend und mit der Freudigkeit des Gottvertrauens wirkt, gar nicht Glaube genannt werden kann, gehört nach meiner Ansicht unbedingt zur Erlangung der Seligkeit; aber daß diese auch dann nicht erworben, sondern nur erlangt wird von dem Gott, der sie aus Gnaden gewährt, glaube ich in dem Schlußsatz des zweiten Teils bestimmt ausgesprochen zu haben: „Wie du vollendeter Gerechter, will auch ich die Sünde hassen, die Brüder lieben, für die Wahrheit streiten und nach dem Reich Gottes trachten und dann in Zuversicht der Gnade des Barmherzigen mich überlassen.“

„Was endlich den vierten Punkt, meine Ansicht von dem Fürsten dieser Welt anlangt, so habe ich diesen Fürsten und die Selbstsucht in meiner Predigt wohl eigentlich nicht als ein und dasselbe bezeichnen, sondern den letzteren Begriff nur zur Erklärung hinzufügen wollen, damit bei der so verschiedenen Stellung, welche unwidersprechlich auch heute die Christen zum Lehrstück vom Teufel einnehmen, einem jeglichen eine Macht vor die Seele geführt würde, an deren Vorhandensein kein Zweifel möglich wäre, und die nach meiner Ansicht auch das eigentliche Wesen des als persönlich gedachten Teufels sein muß; denn die Selbstsucht, das Suchen eines eigenen Ich oder Selbst im Gegensatz zu Gott oder in der Verschiedenheit von Gott ist mir der wahre Grund alles Bösen. Den Glauben, den die Bibel lehrt, daß höher als der Mensch begabte Geister vermöge ihrer Freiheit gefallen und durch den Fall sittlich tiefer gesunken seien als der Mensch bei geringeren Gaben, und daß unter ihnen einer der oberste sei, in dem das Böse im höchsten Maße Existenz gewonnen habe, bestreite ich nicht. Was aber den Einfluß böser Geister auf den Menschen anlangt, so halte ich mich vorzugsweise an die Gewißheit, die mir in dieser Lehre das Wesentliche zu sein scheint, daß oft eine geheimnisvolle und unerklärliche Einwirkung des Bösen auf den Menschen stattfindet, daß böse Erregungen oft auf eine in ihrer Entstehung nicht darzulegende Weise

im Menschen entstehen und widerstandslos wachsen, und daß man, wie man immer die positive Gottlosigkeit des für sich gedachten Bösen anschaulich machen möge, gegen dasselbe als gegen eine ihrem Ursprung nach unerreichbare Gewalt in einem höheren Beistande Schutz suchen müsse; aber ich suche auf der andern Seite im Unterricht und im sonstigen Verkehr der Gefahr vorzubeugen, daß statt strenger Selbstprüfung das aufsteigende Böse nach Belieben den Einwirkungen des Satans zugeschrieben werde, immer darauf hinweisend, daß das Böse erst Gewalt über den Menschen gewinnt, wenn Anknüpfungspunkte in seinem Innern dafür vorhanden sind, und suche so nachdrücklich als möglich es jedem zum Bewußtsein zu bringen, daß ein jeglicher versucht wird, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird, da es mir schon oft, namentlich bei Verbrechern, begegnet ist, daß sie, um ihre eigene Sünde zu entschuldigen, schnell mit der Behauptung dagewesen sind, der Teufel habe sie verblendet. Mit voller Überzeugung unterschreibe ich auch hier wieder, was Hahn S. 296 sagt: „Der unheilige Geist kann nur die beherrschen, welche sich nicht beherrschen lassen durch den Geist Gottes, also nur die, welche durch Unglauben und Selbstsucht von Gott abgewendet sind, in welchen daher das göttliche Leben der Wahrheit und Liebe entweder nicht aufgegangen und entwickelt, oder in welchen es erstorben ist. Diejenigen, welche der Geist Gottes regiert, die Kinder Gottes, werden zwar auch von der bösen Macht versucht und darum gewarnt vor ihr und zum ernstesten Kampf gegen sie aufgefordert, aber auch ermutigt sowohl durch die Gewißheit, daß Gott keine Versuchung zuläßt, welche die Kräfte eines Menschen übersteigt, als durch die Versicherung seines Gnadenbeistandes, wie sie denn auch von dem Herrn hinlänglich mit Waffen ausgerüstet sind, um zu überwinden. Für die wahren Bürger des Reiches Gottes ist daher wirklich schon das Reich des Satans durch Christum zerstört, wenn er gleich noch in den Kindern der Welt als in seinen Kindern und Knechten herrscht.“ Den Sieg des Sohnes Gottes über den Teufel verstehe ich so, daß dieser nicht nur über Jesum selbst auch nicht die mindeste Gewalt gewonnen, vielmehr mit allen seinen Anschlägen vor Christi Herrlichkeit hat zu Schanden und dienstbar werden müssen dem göttlichen Werke der Erlösung, sondern daß der Sohn Gottes auch das Reich des Teufels zerstört habe durch sein Reich, in welchem endlich alles Böse überwunden werden soll, und daß er

jeinen Gläubigen im Glauben und in der Leitung des heiligen Geistes Kraft und Beistand gewährt habe, den Einwirkungen des bösen Geistes zu widerstehen.

„Ich schließe diese Auslassungen mit dem innigen Wunsche, damit vor allem das eine erreicht zu haben, daß ein Hochwürdiges Königlich-Konistorium danach eine bessere Ansicht über mich und meine Lehre gewinne, als es bisher gehabt zu haben scheint, und daß Hochdasselbe sich nunmehr in Stand gesetzt sehe, die Angelegenheit, um welche es sich handelt, dem ersehnten Ende entgegenzuführen.“

Das Ende kam mit einer Verfügung des Evangelischen Oberkirchenrats, in welcher einmal gesagt wurde, daß, wenn ich in Breslau kein Predigtamt zu bekleiden für fähig erachtet würde, ein solches mir doch auch in Hirschberg nicht überlassen werden könnte, zum andern aber in meinen Auslassungen allerdings manche Abweichungen von der Kirchenlehre anerkannt wurden, das positive Christentum aber als so weit zu seinem Rechte gelangt bezeichnet ward, daß von weiterer Verweigerung der Bestätigung Abstand zu nehmen wäre. Dieser Entscheidung folgten nun in kurzen Zwischenräumen mein Abschied von Hirschberg, meine Übersiedelung nach Breslau und meine Einführung in das Diakonat von St. Bernhardin. In mein neues Heim zogen mit mir eine teure Lebensgefährtin, die früher meine Schülerin gewesen war und im Herbst 1857 sich zur gemeinsamen Wanderung durchs Leben mit mir verbunden hatte, eine greise Mutter, die nach meines Vaters im Jahre 1852 erfolgten Tode zu einem meiner älteren Brüder gezogen und nachdem auch dieser im Jahre 1856 seinen Erdenlauf vollendet hatte, mit der nachgelassenen Tochter desselben in meinen Hausstand eingetreten war und nun mit ihr an der Verlegung meines Wohnsitzes nach Breslau teilnahm. Mein amtliches Leben unterschied sich zunächst wenig von dem in Hirschberg, nur daß, da in Breslau der Anschluß der Gemeindeglieder an einen bestimmten Geistlichen eine freie That ihres Vertrauens war, es vor allen Dingen darauf ankam, eine persönliche Gemeinde zu gewinnen, innerhalb deren die mannigfaltigen Aufgaben der Seelsorge zu üben wären. Die Gemeinde war infolge der verschiedenartigen Beziehungen, in denen ich bereits zu Breslau stand, ziemlich schnell in erfreulichem Wachstum begriffen und dehnte sich bald genug bis über die Grenzen meiner

Parochie aus. Vorzugsweise bildeten ja die gleichen religiösen Anschauungen und Überzeugungen ein festes Band, was mir einen Teil der Gemeindeglieder näher brachte, und was sie bei den wichtigsten und bedeutendsten Ereignissen, die in ihrem Leben eintraten, ein Wort des Trostes, der Erhebung oder der Weihe aus meinem Munde begehren ließ. Taufe und Konfirmation, Eheschließung und Begräbnis waren es darum hauptsächlich, die, wenn es sich nicht bloß um die Beobachtung einer Form des Anstands oder der guten Sitte handelte, sondern wenn dabei ein religiöses Bedürfnis seine Befriedigung erwartete, dem Geistlichen den Eingang in das Heiligtum eines Hauses eröffnete. Wie aber die Geistesverwandtschaft auf religiösem Gebiet, so bildete auch die Übereinstimmung in politischen Grundsätzen und Bestrebungen in der damaligen aufgeregten Zeit recht oft ein starkes Bindemittel der Parteien und vereinigte sie in der Verfolgung der gleichen Wege zur Erreichung der Ziele, die sie ins Auge gefaßt hatten. Ein solches Ziel hatte sich im Jahre 1860 die sogenannte konstitutionelle Partei in Breslau gesteckt, als sie sich zu dem Beschluß gedrängt fühlte, dem Abgeordnetenhaus eine Petition zu überreichen, daß es vom Staatsministerium die baldige Vorlage eines Unterrichtsgesetzes begehren möchte. Zehn Jahre lang hatte man bereits auf die Ausführung des Art. 26 der Verfassung: „Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen“ vergeblich gewartet; aber die Verzögerung jener Ausführung wäre immer noch keine Verfassungsverletzung gewesen. Wenn jedoch auch die in dem transitorischen Artikel 112 enthaltene Bestimmung: „Bis zum Erlaß des im Art. 26 vorgeschriebenen Gesetzes bewendet es hinsichtlich des Schul- und Unterrichtswesens bei den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen“ unbeachtet gelassen und den 1., 2. und 3. Oktober 1854 die drei preussischen Regulative über Einrichtung des evangelischen Seminar-, Präparanden- und Elementarschulunterrichts für den ganzen Staat ohne Rücksicht auf das Bedürfnis und die Bildung der verschiedenen Landesteile erlassen wurden, dann war für das Abgeordnetenhaus unzweifelhaft die Aufforderung gegeben, über seinem Recht und über der Verfassung zu wachen. Der oben angeführte, von der konstitutionellen Partei gefaßte Beschluß war daher vollkommen begründet, und da ich demselben nicht anders als beistimmen konnte, so mußte ich mich auch auf das an mich gerichtete Ersuchen bereit erklären, die Abfassung

der Petition zu übernehmen. Ich unterzog mich also dieser Aufgabe und hatte die Genugthuung, daß die Petition beim Vorlesen allgemein gebilligt und alsbald dem Druck übergeben wurde. Als leitende Gedanken waren darin, wie sich nach dem Gesagten von selbst verstand, folgende zum Ausdruck gebracht: 1. Ein allgemeines Unterrichtsgesetz ist eine der noch unerfüllten Forderungen der Verfassung. 2. Der Mangel desselben ist eine wesentliche Lücke in der Gesetzgebung. 3. Die im Jahre 1854 gegebenen Regulative können nur als Ministerialverfügungen, nicht aber als ein Ersatz für jenes fehlende Gesetz betrachtet werden. 4. Die Regulative verletzen die Anordnung der Verfassung, daß bis zum Erlaß eines Unterrichtsgesetzes es bei den bisherigen Bestimmungen sein Bewenden haben solle. 5. Trotz der in den Regulativen enthaltenen trefflichen Anordnungen ist eine Entfernung derselben um des darin waltenden Geistes willen dringend zu wünschen; denn durch ihre Anweisungen für den Religionsunterricht suchen sie die religiöse Bildung des evangelischen Volks nicht auf das Evangelium, sondern auf ein beschränktes Kirchentum zu gründen, streiten sie gegen die Prinzipien des Protestantismus, verletzen sie die Rechte der Union, ja sie greifen überhaupt mit denselben in die Rechte der evangelischen Kirche ein; mit den Anweisungen für die übrigen Unterrichtsgegenstände befriedigen sie höchstens das Bedürfnis der niedersten Schulen, das der gehobenen Schulen lassen sie gänzlich unberücksichtigt; dem Lehrerstande suchen sie nicht die Bildung zu verschaffen, die ihm gebührt, ja nicht einmal die Bildung, die er zur vollkommenen Lösung seiner noch so beschränkt gefaßten Aufgabe nötig hat. Je größer die Zahl der Unterschriften war, welche die Petition namentlich auch aus den Kreisen der höher Gebildeten empfing, um so heftiger wurde sie angefeindet, und der städtische Kircheninspektor, Konsistorialrat H., fühlte sich nach seiner Aussage durch einen vom königlichen Konsistorium bei Bestätigung meiner Vokation ihm erteilten Auftrag, jeden meiner Schritte sorgfältig zu überwachen, dazu verpflichtet, durch allerlei Drohungen mich von dem, was ich begonnen, zurückzuschrecken; erst als ihm von Berlin die Nachricht zugegangen, daß die Petition beim Ministerium keine ungünstige Aufnahme erfahren habe, stellte er seine allerdings vergeblich gebliebenen Bemühungen ein. Der Zweck, den man verfolgt hatte, wurde freilich nicht erreicht; der Erlaß eines Unterrichtsgesetzes ist

ja noch heute in Preußen Gegenstand des Wunsches und der Erwartung.

Eine besondere Aufmerksamkeit erforderte für den evangelischen Geistlichen das Verhältnis zur katholischen Kirche, zumal er die im Interesse seiner Kirche von ihm geforderten Kämpfe gerade in Breslau unter viel ungünstigeren Bedingungen als seine Gegner zu bestehen hatte. Zwar waren die Landesgesetze für beide ganz dieselben, und namentlich die Bestimmung, daß die Nachkommenschaft stets der Konfession des Vaters folgen solle, die besonders für gemischte Ehen die größte Bedeutung hatte, konnte ebenso der einen wie der andern der beiden Kirchen zu gute kommen; aber verschiedene Umstände wirkten zusammen, um der katholischen Kirche ein Übergewicht zu verschaffen. Einmal standen dieser in ihren reichen Anstalten, Stiftungen und Vereinen bei weitem größere Mittel zur Verfügung, um durch Unterstützungen und Wohlthaten eine über die Macht des Gesetzes und der Überzeugung hinausgehende Anziehungskraft auszuüben. Sodann hatte der Fürstbischof die unter ihm stehenden Geistlichen, besonders in Oberschlesien, angewiesen, so viel als möglich unverheirateten katholischen Männern, die in der großen Hauptstadt viel leichter als daheim lohnende Arbeit zu finden vermochten, zur Übersiedelung in diese mit Rat und That behülfslich zu sein, in der Annahme, daß dieselben in Breslau mit evangelischen Mädchen sich verheiraten und die aus diesen Ehen dann entspringenden Kinder der Vorschrift des Gesetzes gemäß der katholischen Kirche zugeführt werden möchten. Es war ganz auffallend, wie im Verlauf von kaum zehn Jahren das Verhältnis der katholischen zur evangelischen Bevölkerung zum Vorteil der ersteren sich erheblich umgewandelt hatte. Fehlte es doch auch nicht an Beispielen dafür, daß fanatischer Befeuerungseifer durch alle möglichen Künste der Überredung und durch geschickte Einwirkung besonders auf das weibliche Gemüt die „allein seligmachende Kirche“ mit neuen Gliedern zu bereichern suchte. Und das nicht selten sogar in frevelhafter Verachtung des Gesetzes. Ich selbst habe hier einen Fall erlebt, in dem ich die Hilfe des Gerichts anrufen mußte, um das schändliche verletzte Recht wieder hergestellt zu sehen. Ich war zu einem Schwerkranken gerufen worden, um ihm, da er sein Ende vor sich sah, das heilige Abendmahl zu reichen; wie sich von selbst versteht, war er evangelisch, er hatte aber eine katholische Frau und hinterließ eine zwölfjährige Tochter, die

bis dahin im Einklang mit dem Gesetz evangelisch erzogen worden war. In der Unterredung, die ich vor der heiligen Handlung noch mit ihm anstellte, gab er der treuen Anhänglichkeit an seine Kirche Ausdruck und sprach dabei nicht ohne Besorgnis den innigen Wunsch aus, daß niemand seine Tochter ihrem Glauben zu entfremden versuchen möchte. Ich verließ ihn in der Gewißheit, daß eine längere Lebensfrist ihm nicht mehr beschieden sein könne, und nach wenigen Stunden kam auch bereits ein Hausbewohner und Glaubensgenosse, mir seinen Tod zu melden. Zugleich teilte er mir aber auch mit, was sofort, nachdem ich den Sterbenden verlassen, mit diesem noch geschehen sei. An seinem Lager erschienen seine katholische Frau mit ihren katholischen Eltern, ein katholischer Geistlicher, der sich für den passenden Moment bereit gehalten hatte, und der katholische Bezirksvorsteher. Man legte dem bereits des Bewußtseins Beraubten einen mitgebrachten Revers vor, in welchem er es als seinen ausdrücklichen Willen kund gab, daß sein Kind von seiner Frau katholisch erzogen werden solle, und wollte nun das Schriftstück von ihm unterzeichnet sehen; aber was man von ihm begehrte, wußte er nicht und konnte ihm auch nicht entsprechen; so sollten denn drei Kreuze, bei denen die Frau die Hand ihm führen mußte, seine Namensunterschrift vertreten und der Revers nun zu dem für ihn bestimmten Zweck verwendet werden. Das Kreisgericht, dem ich den ganzen Vorfall sofort berichtete, bedrohte die Mutter, falls sie ihr Kind seiner Kirche zu entfremden suchte, mit Entziehung des Rechtes der Erziehung, den Geistlichen aber, der den ganzen Akt geleitet hatte, ließ es bedeuten, daß er sich vor der Staatsanwaltschaft in acht zu nehmen habe. — Eine andere und erfreulichere Erfahrung habe ich der katholischen Kirche gegenüber in den katholischen Krankenpflegeanstalten zu machen gehabt. Das Kloster der barmherzigen Brüder und das Elisabethinerinnenstift, die beide innerhalb der Grenzen der Bernhardin-Parochie lagen, nahmen Kranke beider Konfessionen zur Verpflegung auf, und die Diakone der Bernhardinkirche hatten an den evangelischen Kranken daselbst die nötige Seelsorge zu üben. Ich hatte noch nicht lange an diesen Funktionen teilgenommen, da fand ich in den Händen einiger evangelischer Kranken im Kloster der barmherzigen Brüder katholische Erbauungsbücher und vernahm von ihnen die schmerzliche Klage, daß ihnen keine Möglichkeit gewährt sei, aus Büchern ihres Glaubens

in ihren Leiden Tröstung und Stärkung zu schöpfen. Es kostete nur eine herzliche Bitte und dauerte gar nicht lange Zeit, so war in meiner Gemeinde eine ganze kleine Bibliothek passender Andachtsbücher aufgebracht, welche die Geber mit Freuden den armen Kranken zum Gebrauch überließen. Jetzt kam es nur noch darauf an, die Annahme der Bücher im Kloster durchzusetzen, und daß das keine leichte Aufgabe war, wird jedem ohne lange Beweise begreiflich sein. Aber als ich denen, in deren Händen darüber die Entscheidung lag, meine innige Überzeugung aussprach, daß sie in ihrer Anstalt doch keinen andern Zweck im Auge hätten, als die Gesundheit ihrer Patienten wieder hergestellt zu sehen, und daß sie zur Erreichung ihres Zwecks doch auch die Einwirkungen auf das Seelenleben mit zu Hülfe nehmen müßten, wie solche kaum irgendwo kräftiger als in religiösen Eindrücken geboten werden könnten, da stellte sich ihnen die Versorgung ihrer Kranken mit Mitteln der Erbauung, wie sie ihrem Glaubensstandpunkt entsprächen, auch in den Dienst ihres Berufs, und sie erklärten sich bereit, auch solche Schriften, wie sie von mir dargeboten würden, zu angemessener Verteilung zu übernehmen. Es war dann stets eine große Freude für die Kranken und für mich, wenn ich bei meinen Besuchen die geschenkten evangelischen Andachtsbücher in den rechten Gebrauch genommen fand. Ob freilich diese unzweifelhaft segensreiche Einrichtung auch später aufrecht erhalten worden ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Solange ich in derselben amtlichen Stellung mich befand, änderte sich auch nur wenig in meiner Wirksamkeit; diese blieb bedingt durch die für die Bernhardin-Parochie bestehende kirchliche Ordnung und konnte nur durch außerordentliche Ereignisse, die in der Natur oder im Staatsleben eintraten, neue und besondere Aufgaben sich vorgehalten sehen. Das Jahr 1866 schien in mein Leben und Wirken eine große Umgestaltung bringen zu wollen. Es erging in demselben von Bremen durch einen der Bauherren an der Domkirche die Aufforderung an mich, um eine eben erledigte Dompredigerstelle durch Abhaltung einer Gastpredigt mich zu bewerben. Ich wurde dadurch in nicht geringe Aufregung versetzt; denn das mir gemachte Anerbieten war aus verschiedenen Gründen recht verlockend, und eine Vernehrung meiner Einnahmen, wie sie mir hier in Aussicht gestellt wurde, konnte ich füglich nicht unbeachtet von der Hand

weisen. Aber der Breslauer Magistrat machte mir die Entscheidung leicht; er sicherte mir für den Fall, daß ich von der Bewerbung um die Stelle in Bremen Abstand nähme, eine erhebliche Gehaltszulage zu und minderte dadurch die Einbuße, die die Verzichtleistung auf Bremen für mich mit sich brachte, in gar nicht unwesentlicher Weise herab. Dazu gab er mir mit seinem wohlgemeinten Vorschlage den deutlichen Beweis, daß Breslau mich nur ungern ziehen lassen würde, eine Erfahrung, die mich leicht begreiflich mit lebhafter Freude erfüllte. Ich lehnte also den von Bremen an mich gerichteten Ruf ab, ohne deshalb einen schweren Kampf bestehen zu müssen, und blieb mit aufrichtiger Befriedigung in dem mir nur zu lieb gewordenen Breslau. Dasselbe Jahr sollte aber für mich noch ein ungewöhnlich schweres werden. Im Sommer brach die Cholera aus und wütete gerade in der Bernhardin-Parochie mit allen dieser Krankheit eigentümlichen Schrecken. Das Verlangen nach Tröstungen der Religion äußerte sich wohl kaum in einer andern Krankheit so mächtig und unabweislich, wie in der Cholera. Man hätte ja wohl glauben mögen, die furchtbare Schnelligkeit, mit welcher hier nur allzu oft der Tod herbeikam, müßte die Möglichkeit, sich noch durch den Genuß des heiligen Abendmahls für den nahenden Todeskampf zu stärken oder für diese fromme Feier die nötigen Vorbereitungen zu treffen, in den meisten Fällen aufgehoben haben; aber gerade die Angst des Leidenden, daß plötzlich und ungeahnt der Übergang in jene Welt ihm beschieden sein könnte, trieb ihn, jede Verzögerung zu meiden und ohne Säumen sich bereit zu machen für die Stunde, da der Herr sprechen würde: Siehe, ich komme bald und mein Lohn mit mir, zu geben einem jeden, wie seine Werke sein werden. So kam es denn, daß ich an vielen Tagen von früh 6 Uhr an bis mittags 12 Uhr durch Krankenkommunionen in Anspruch genommen wurde, während der Nachmittag gar nicht selten von 2—9 Uhr mich nicht vom Kirchhof kommen ließ. In allen ihren Stadien habe ich bei diesen Veranlassungen die schreckliche Krankheit kennen gelernt, und aller Jammer, dem der Tod in einem Familienkreise den Eingang zu öffnen vermag, ist mir in dieser Zeit vertraut geworden, hat die dringendste Aufforderung zu Trost und Hilfe für mich mit sich gebracht. Oft waren es aus einem Hause mehrere Glieder, die ich zugleich zu ihrer letzten Ruhestätte geleitete; ja mehrmals traf der Fall ein, daß ich unterwegs den Leichenzug halten lassen mußte,

um einen Trauernden, der plötzlich an meiner Seite erkrankte, mit der nötigen Hilfe nach Hause zu entsenden, während das übrige Trauergeleit den Weg zum Friedhof zurücklegte. Als besondere Gnade Gottes muß ich es anerkennen, daß ich, wenngleich unter den Anstrengungen des Berufs meine Kräfte oft bis auf den letzten Grad erschöpft waren, von jedem Anfall der furchtbaren Krankheit, die ja auch aus den Kreisen der Geistlichen ihre Opfer forderte, allezeit verschont geblieben und niemals verhindert worden bin, irgend eine meiner Amtspflichten zu erfüllen. Der Kreis dieser Pflichten sollte bald noch größer und bedeutender werden, da im folgenden Jahre 1867 der Propst zum heiligen Geist und Pastor von St. Bernhardin Johannes Schmeidler in einem Alter von kaum 60 Jahren durch den Tod den Seinen und seinem hohen Beruf entrißen wurde. Die nächste Anwartschaft auf die erledigte Stelle schien Senior D., der zweite Geistliche an der Bernhardinkirche, zu haben, und wenn diese Besetzung beschlossen worden wäre, so hätte sich mir die Aussicht eröffnet, in das Seniorat vorzurücken, womit alle meine Wünsche erfüllt gewesen wären. Aber der Magistrat brachte zuerst die Frage zur Entscheidung, ob bei der Wiederbesetzung der Propststelle der Senior D. berücksichtigt werden solle oder nicht, und erst nachdem er diese Frage verneint, ging er zur Wahl für die gedachte Stelle über. Es war eine außerordentliche, jedoch keineswegs freudige Überraschung für mich, als ich benachrichtigt wurde, daß ich zum Propst zum heiligen Geist und zum Pastor von St. Bernhardin ernannt worden sei. Die in solchem Beschluß für mich liegende Auszeichnung mußte zwar eine wohlthuende Empfindung in mir erzeugen, aber daß dadurch die Wünsche und Hoffnungen eines Amtsgenossen zerstört und vereitelt wurden, dieser Gedanke konnte mich die eigene Befriedigung unmöglich ungetrübt genießen lassen, und wenn ich mir gleich bewußt war, alles gethan zu haben, was zur Erfüllung der Hoffnungen des Kollegen etwas beitragen konnte, das durfte ich mir durchaus nicht verhehlen, daß infolge dessen, was geschehen war, ein sehr unangenehmes kollegiales Verhältnis für mich eine unvermeidliche Notwendigkeit wurde. Im April 1868 trat ich mein neues Amt an und wurde damit zugleich Mitglied des städtischen Konsistoriums, übernahm auch, da Konsistorialrat H. von diesen Funktionen entbunden zu werden wünschte, die städtische Schulinspektion. Es waren also mit einem Male mehrere

neue Beziehungen, in denen sich meine Thätigkeit zu entfalten hatte, und manchmal wollte mir wohl bange werden, ob ich den verschiedenen Anforderungen, die an mich gestellt werden mußten, zu genügen imstande sein würde; aber die Rücksicht meiner Vorgesetzten und das Vertrauen meiner Untergebenen erleichterten mir meine Aufgaben, und mit der Arbeit wuchs die Kraft und mit der Kraft die Zuversicht. Sehr schwer ruhte in dieser Zeit die Hand des Schicksals auf mir; meine treue Gefährtin erkrankte an einem unheilbaren Lungenleiden, dessen ununterbrochenes Wachstum mich mit beständiger Sorge und Angst erfüllte; binnen 11 Monaten mußte ich das irdische Teil eines blühenden, kräftigen fünfjährigen Knaben, einer greisen Mutter und einer unaussprechlich geliebten Gattin dem Schoße der Erde überlassen; an dem Grabe der letzteren weinten mit mir vier Kinder im Alter von elf bis zu sechs Jahren, und das häusliche Glück, was in der reichsten Fülle mir erblüht war, lag auf einmal vom Sturm gebrochen vor mir da. Die Trauer, von welcher bei diesen Erlebnissen meine Seele ergriffen und niederbeugt wurde, ließ für die umfassenden Arbeiten, die gerade jetzt von mir gefordert wurden, nicht bald die nötige Freudigkeit und Thatkraft in mir aufkommen; aber die ernste Hingabe an den Beruf erwies sich wunderbar heilkräftig gegenüber den Schmerzen, die die Verheerungen durch des Todes Gewalt in meinem Herzen zurückgelassen hatten, und als in die nur zu schmerzlich empfundene Lücke, die durch den Tod der teuren Gefährtin in meinem Hause entstanden war, nach einiger Zeit ihre beste Freundin trat und das meinem Herzen geraubte Glück wiederbrachte, auch meinen verlassenen Kindern die treue Fürsorge gewährte, deren sie nur zu benötigt waren, da mußte das Gebet wohl volle Wahrheit werden: „Siehe, um Trost war mir sehr bange, du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe.“ Vier Wochen nach dem Abschluß dieses Bundes, den 14. August 1871, feierte ich oder feierte mir meine Gemeinde mein 25jähriges Amtsjubiläum. Freunde und Amtsbrüder hatten es sich nicht versagen mögen, schon das silberne Jubiläum festlich mit mir zu begehen und dabei von ihrer Anhänglichkeit mir die schönsten Beweise zu geben. Reichlich waren den Veranstaltern der Festlichkeit aus meiner persönlichen Gemeinde die Gaben zugeströmt, so daß sie sich in der Lage sahen, ein kostbares Familienandenken von gediegenem Werte mir zu überreichen.

Zugleich mit diesem Geschenk wurde mir von einer Deputation, in deren Namen Herr Professor Dr. Näbiger das Wort führte, unter herzlichsten Glückwünschen eine prachtvolle Adresse eingehändigt, die von warmer Anerkennung eingegeben und deren Titelblatt höchst geschmackvoll von Künstlerhand angefertigt war. Andere Glückwunschschriften gingen noch ein von dem Verein zur Erziehung hilfloser Kinder, dessen Vorsitzender der Jubilar damals war, von dem evangelischen Schulverein, von einer Anzahl früherer Konfirmandinnen, die zugleich als Festgabe eine Vase mit den Bildern der beiden Kirchen, an denen ich bis dahin gewirkt, überbrachte. Die höchste Freude und Auszeichnung wurde mir aber von der Universität Gießen zu teil, welche mich an diesem Tage zum Doktor der Theologie promovierte und das Diplom dieser Würde mir auch durch Herrn Professor Dr. Näbiger übergeben ließ. Mit tiefgerührtem Herzen drängte es mich, diese Glückwünsche zu beantworten, der mir erwiesenen Ehren mich bei weitem nicht würdig zu erklären, die mir kundgegebene Liebe aber mit dem freudigsten Danke zu erwidern. Rimmermehr hätte ich geglaubt, daß das Band, was mich mit meiner Breslauer Gemeinde verknüpfte, und dessen reich beglückende Kraft mir bei der oben geschilderten Feier in so schöner Weise offenbar geworden war, vor dem Schlusse meines Lebens zur Lösung gelangen würde; fühlte ich mich doch zu so vielen Lebenden innig hingezogen, daß mir der Gedanke an eine Trennung von ihnen unsäglich schwer werden mußte, und hielt doch selbst die Ruhe des Friedhofs, der ich so viel teure Entschlafene hatte überlassen müssen, mich mit meinem, wenngleich trauernden Herzen fest. Aber mein Lebensweg sollte doch noch eine neue Wendung nehmen und eine neue Heimat mit einem neuen und noch bedeutungsvolleren Wirkungskreise sollte mir dargeboten werden, wie ich aus der wunderbaren Fügung von Umständen ersehen zu müssen meinte, die jetzt mir entgegentraten.

5. Wirkksamkeit in Weimar.

Am ersten Ostertage 1872 meldete mir, als ich kaum aus der Kirche in mein Haus zurückgekehrt war, ein Herr, der an dem von mir abgehaltenen Gottesdienste teilgenommen hatte, seinen Besuch

an, das Mitglied des Staatsministeriums und Chef des Kultusdepartements, Geheimer Staatsrat Dr. Stichling aus Weimar. Dieser war in der Charwoche auf dem Spaziergange mit einem Gymnasialdirektor aus Breslau, der früher an dem Weimariſchen Gymnaſium gewirkt hatte, zuſammengetroffen und hatte in einem Geſpräch über den damals herrſchenden Theologenmangel ſich von ſeinem Begleiter über einen Geiſtlichen in Breslau Bericht erſtatten laſſen, von deſſen Schülern mehrere, bei denen nach der Lebensſtellung ihrer Eltern ein ſolcher Entſchluß nicht leicht zu erwarten war, durch den Konfirmandenunterricht zum Studium der Theologie beſtimmt worden waren. Weitere Erkundigungen brachten den Gedanken in ihm zur Reife, daß es, da für die Wiederbeſetzung der erledigten Stelle des erſten Landesgeiſtlichen Vorſchläge von ihm erwartet wurden, wohlgethan ſein dürfte, ſich mit dem beſprochenen Breslauer Geiſtlichen in Beziehung zu ſetzen. Telegraphiſch zog er Nachricht ein, ob derſelbe, der ja kein anderer war als ich, zum Oſterfeſte predige, fand ſich in Breslau ein, wurde mein Zuhörer, trug mir die oben erwähnte Stelle an und trat wegen Übernahme derſelben alsbald in Unterhandlungen mit mir ein. Dieſe wurden den Tag darauf weiter fortgeſetzt und mit folgendem Schreiben, das ich nur drei Tage ſpäter aus Weimar erhielt, zum Abſchluß gebracht:

„Im weiteren Verfolge der mündlichen Verhandlungen, welche ich am 31. v. M. mit Ew. Hochwürden zu pflegen die Ehre hatte, bin ich heute inſtande, Ihnen andurch offiziell zu eröffnen, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog, mein gnädigſter Fürſt und Herr, auf den von mir erſtatteten Bericht beſchloſſen haben, Ew. Hochwürden unter Zuſicherung eines Gesamtdienſteinkommens von 2400 Thalern vom 1. Juli d. J. an zum erſten geiſtlichen Mitgliede des Großherzoglichen Kirchenrats mit dem Dienſtprädicat ‚Geheimer Kirchenrat‘, zum Oberhofprediger und erſten Geiſtlichen der Hof- und Garniſonkirche zu ernennen und in der Ihnen von ſeiten des hieſigen ſtädtiſchen Kirchengemeindevorſtandes auf deſſen noch zu erwartenden Präſentation zu konſerierenden ſtädtiſchen Oberpfarrerſtelle zu beſtätigen, auch Ihnen die Direktion der allgemeinen Waiſenanſtalt zu übertragen. Sollte die neben dem Gehalte zu gewährende Dienſtwohnung im Augenblicke Ihres Dienſtantritts von dem an völliger Entkräftung darniederliegenden Dienſtvorgänger noch nicht geräumt

werden können, ſo wird für interimistiſche Mietentſchädigung geſorgt werden. Die Koſten des Umzugs werden nach dem nachgewieſenen wirklichen Betrage erſetzt werden. Während die Ausfertigung der betreffenden Dekrete alsbald nach Erledigung der geſchäftlichen Vorbedingungen, namentlich auch der Neuaufſtellung der Beſoldungstabelle nachfolgen wird, habe ich auf Grund der von Ew. Hochwürden erteilten Zuſage nicht anſtehen wollen, ſchon jezt durch vorſtehende Eröffnung das erfolgte, beide Teile bindende Abkommen andurch zu konſtatieren, und benutze gern auch dieſen Anlaß zur Verſicherung meiner aufrichtigſten Hochachtung.

Weimar, am 3. April 1872.

Der Chef des Ministerialdepartements des Großherzoglichen Hauſes und des Kultus.

Stichling.“

Der Entſchluß, dem mit dieſem Schreiben das Siegel aufgedrückt wurde, koſtete mir freilich einen ſchweren Kampf und eine große Selbſtüberwindung; denn innige Bande galt es zu löſen und von einem lieb gewordenen Arbeitsfelde Abſchied zu nehmen. Auch das Schreiben, was der Magiſtrat auf meinen Antrag um Entlaſſung an mich richtete, ſprach ſein Bedauern darüber in einer Weiſe aus, die ich nicht ohne lebhaftige Gemütsbewegung vernehmen konnte:

„Auf Ihren Antrag vom 12. d. M. inſolge Ihrer Berufung als Geheimer Kirchenrat und Oberhofprediger nach Weimar haben wir beſchloſſen, Sie zu Ende Juni c., resp. zum 15. Juli d. J. aus Ihren hieſigen Ämtern zu entlaſſen. Wir knüpfen hieran den Ausdruck unſres aufrichtigen und ſchmerzlichen Bedauerns, fortan auf Ihre ſegensreiche Wirkſamkeit in Kirche und Schule verzichten, die Verbindung unſrer kirchlichen und Schulverwaltungsorgane mit einem Manne von Ihrer Erfahrung, Ihrer Einſicht und Ihrem praktiſchen Talent unterbrechen zu müſſen. Wir hatten namentlich bei der bevorſtehenden organiſatoriſchen Entwicklung unſrer kirchlichen Verhältniſſe auf Ihren Beirat und auf Ihre energiſche Unterſtützung rechnen zu können gehofft. Der traurige Verluſt, den wir in dieſer Weiſe erleiden, ſoll uns indessen nicht abhalten, Ihnen den Dank auszusprechen, den Sie durch eine ſo langjährige, unermüdbliche Thätigkeit am hieſigen Orte, durch die Treue und Gewiſſenhaftigkeit Ihrer Amtsverwaltung und durch Ihren ſegensreichen

Einfluß auf dem Gebiet des geistigen und sittlichen Lebens unsrer Stadt sich im vollsten Umfange verdient haben. Unsrer besten Glück- und Segenswünsche werden Sie in das neue Amt begleiten, dessen Übertragung für Sie zugleich den ehrenvollen Beweis eines weitverbreiteten Rufes Ihrer hervorragenden geistigen Begabung und Ihres reinen Charakters in sich schließt.“

Trotz aller dieser Umstände, die nur zu geeignet waren, in Breslau mich festzuhalten, gewannen doch die Gründe, die mich bestimmten, dem Ruf nach Weimar zu folgen, allmählich die größere Gewalt über mich, einmal weil der Name Weimar weit und breit einen Klang hatte, sodann aber auch, weil jeder, der in kirchlicher Beziehung einer freieren Richtung huldigte, dem Kirchenregiment in Weimar mit besonderem Vertrauen entgegenkam, und endlich, weil die mir angetragene Stelle auf die Gestaltung und Entwicklung der Landeskirche mir einen höchst begehrenswerten Einfluß eröffnete. So bereitete ich denn alles zu meiner Übersiedelung nach Weimar vor, schloß in den verschiedenen Ämtern, die ich bekleidet hatte, die mir übertragenen Geschäfte ab, hielt am 7. Juli meine Abschiedspredigt im Anschluß an Phil. 1, 6—9 über die Frage: „Was soll in den Wechseln unsres Lebens das Bleibende sein?“ worauf die Antwort lautete: Es wechseln die Verbindungen, aber es bleibt die Liebe; es wechselt das Arbeitsfeld, aber es bleibt die Treue; es wechselt der Lebensweg, aber es bleibt das Gottvertrauen, und folgte schließlich den 10. Juli noch der Einladung zu einem Festmahl, an welchem weit über 100 Mitglieder der städtischen Behörden, der Universität, der Geistlichkeit, der Gymnasien und anderer Schulen, namentlich aber der Kern der Bürgerschaft teilnahmen, und welches von der Freundschaft und Anerkennung, die mir in Breslau zu teil geworden, beredtes und ehrendes Zeugnis ablegte.

Am 14. Juli trat ich des Abends mit meiner Familie die Reise nach Weimar an und traf hier am 15. d. M. früh um 9 Uhr ein. Auf dem Bahnhof wurden wir vom Hofkirchen-Gemeindevorstand empfangen und herzlich begrüßt, darauf zu Wagen in die Stadt geleitet, um hier vom Stadtkirchen-Gemeindevorstand mit warmen Worten willkommen geheißen zu werden und von ihm meine Amtswohnung mit guten Wünschen mir übergeben zu lassen. Noch waren in derselben in allen Teilen die Handwerker in voller

Thätigkeit, und sie hatten auch die ganze Woche noch reichliche Arbeit, damit für den nächsten Sonntag, den zu meiner Einführung bestimmten Tag, alles in Ordnung und in ansehnlichem Zustande wäre. Der ernste, bedeutungsvolle Tag erschien, und in feierlicher Weise wurde mein kirchliches Amt mir übergeben. Meine Antrittspredigt hielt ich über 1. Kor. 4, 1. 2 und wählte als Gegenstand der ersten gemeinsamen Betrachtung in meiner neuen Gemeinde den Diener des göttlichen Worts als einen Haushalter, um mir damit die Bahn, auf der ich wandeln sollte, klar und deutlich vorzeichnen und die Grundsätze tief ins Herz prägen zu lassen, die auf jener Bahn meine Führer sein müßten. Drei Fragen boten sich dabei ganz ungefragt zur Erörterung dar, und die Antwort darauf war mehr oder weniger bestimmt in meinem Texte enthalten, es waren die Fragen, worüber der Diener des göttlichen Worts als Haushalter gesetzt sei, für wen er das ihm anvertraute Gut verwalte, und was in dieser Verwaltung von ihm gefordert werde. Zum ersten erhalten wir auf die Frage, worüber der Diener des göttlichen Worts als Haushalter gesetzt sei, von Paulus die Antwort: Dafür halte uns jedermann, nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Auf die zweite Frage aber, für wen er das ihm anvertraute Gut verwalte, könnten wir einfach antworten: für die Seelen, die ihm zur Obhut und Pflege übergeben worden sind, aber das schöne Gleichnis Jesu vom ungerechten Haushalter führt uns diese unter dem treffenden Bilde von Schuldnern vor, die ihrem Herrn nicht bezahlen können, was er von ihnen fordert, und mit ihrer Hoffnung lediglich auf seine Gnade angewiesen sind. Auf die dritte Frage endlich, was von dem Diener des göttlichen Worts als Haushalter gefordert werde, gab der Apostel die Antwort: „Man sucht nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden.“ Den folgenden Tag wurde ich vom Chef des Kultusdepartements in den großherzoglichen Kirchenrat eingeführt und mir in demselben die Stelle des ersten geistlichen Mitgliedes, sowie des stellvertretenden Vorsitzenden übertragen; zugleich nahm ich eine Menge Schriftstücke in Empfang, in denen ich mich über die geltende Geschäftsordnung und über die für die Weiterentwicklung der Landeskirche gefaßten Pläne orientieren konnte. Von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog wurde ich gleich in der ersten mir von ihm gewährten Audienz über die Grundsätze ins

klare gesetzt, die er besonders in der Leitung der kirchlichen An-
gelegenheiten befolgt wissen wollte, und fühlte mich dadurch von zu-
versichtlichem Vertrauen zu ihm und von der Überzeugung durch-
drungen, daß es mir nicht schwer werden würde, mein Amt den
höchsten Intentionen gemäß zu führen. Freilich war eine längere
Zeit dazu erforderlich, in allen Zweigen meines Amtes mich zurecht
zu finden und die Erfüllung aller Obliegenheiten in demselben mir
geläufig zu machen, zwei Oberpfarrämter ordnungsgemäß mit
Sorgfalt zu verwalten und allen inneren und äußeren Aufgaben
dieser Stellung gewissenhaft zu entsprechen, den Religionsunterricht,
insonderheit den auf allen höheren Lehranstalten des Landes in
sicherer Leitung und Aufsicht zu behalten, der großherzoglichen
Waisenanstalt eine so treue allseitige Fürsorge zu widmen, daß ihre
hohen Zwecke in immer größerem Umfange und mit immer tiefer
eindringendem Verständnis erfüllt werden können, die theologischen
Prüfungen so zu ordnen und zu leiten, daß nicht nur eine genaue
Einsicht in den Bildungsstandpunkt gewonnen werde, den die an-
gehenden Geistlichen durch ihr Studium erlangt haben, sondern daß
das abgehaltene Examen denselben auch den Weg zeige, auf den sie
für ihren Beruf immer höhere Tüchtigkeit sich anzueignen vermögen.
Aber von Jahr zu Jahr wurde mein ganzes Arbeitsgebiet mir immer
vertrauter, nach und nach wurde es mir immer leichter, die
Schwierigkeiten zu überwinden, die mit verschiedenen Arbeiten ver-
bunden waren; allmählich trug dieses oder jenes Feld der Thätig-
keit, wenn es mit Fleiß bebaut worden, ganz von selbst neue Segens-
früchte, auch ohne daß auf diese Mühe und Sorge sich hingewandt
hatte. Als ein bedeutungsvolles Jahr mußte ich das Jahr 1875
betrachten, einmal weil in demselben einem der edelsten Fürsten des
Landes ein Denkmal errichtet und sodann, weil die Landeskirche in
ihrer Fortentwicklung durch Einführung der Synodalordnung wesent-
lich gefördert wurde. Am 3. September 1875 wurde das Karl
August-Denkmal enthüllt und damit das segensvolle Wirken eines
hochverdienten Fürsten von seinem dankbaren Volke gewürdigt. Die
hohe Bedeutung seiner Regierung wurde von dem Festredner, dem
Landtagspräsidenten Fries, in das gebührende Licht gestellt, von mir
aber mit nachfolgendem Gebet der ernstesten Feier die Weihe gegeben:
„Herr unser Gott, von der Betrachtung und Feier menschlicher
Größe erheben wir uns jetzt zum ehrfürchts- und demutsvollen Aufblick

zu deiner Majestät, und im Vergänglichem das Unvergängliche ahnend
und suchend, kommen wir, das Opfer frommen Dankes, inniger
Gebete und ernstster Gelübde niederzulegen vor dem Throne deiner
unsichtbaren Herrlichkeit. Einem edlen Fürsten haben wir in dank-
barer Erinnerung an die Wohlthaten, die von seinem hochbegabten
Geiste, von seinem starken Willen, von seinem wohlwollenden Herzen
über dies Land übergegangen und wodurch er den Namen unsres
engeren Vaterlandes groß und ruhmvoll gemacht hat, unter den
Nationen ein Denkmal aufgerichtet als einen noch zur fernen Nach-
welt redenden Zeugen der treuen Anhänglichkeit, die in diesen Zeiten
ein geliebtes Herrscherhaus mit seinem Volke verbunden. Und du, in
dessen heilige Weltordnung auch die feste Verbindung zwischen den
Völkern und ihren Regenten gehört, blickst gewiß gnädig und mit
Wohlgefallen auf uns hernieder, wenn wir in Aufrichtigkeit und
Wahrheit der dankbaren Treue einen würdigen Ausdruck geben. Aber
unter den Werkzeugen deiner Macht und Weisheit können und sollen
wir deiner, des Schöpfers, nicht vergessen; die Fürsten sind ja deine
Gesandten, ewiger Gott, und große Macht legst du in ihre Hände,
nicht um ihr Gutdünken zu vollführen und ihres Herzens Neigungen
Befriedigung zu schaffen, sondern auf deine Wege die Völker hin-
zuleiten und die Wunder deiner erziehenden Liebe an ihnen zu
offenbaren. Darum, wenn sie von der Höhe, auf die du sie gestellt,
herunterschauend auf das bewegte Treiben der Erde und mit heiligem
Ernst hineinhörend in die Tiefen ihres zu dir hingewandten Herzens
laut und deutlich deinen Willen vernehmen und die Forderungen
ihrer Zeit, in denen du deinen erziehenden Weltplan offenbarst, sicher
und klar verstehen und zur Erreichung der ihnen damit unverrückbar
vorgehaltenen Aufgaben mit den von dir gewiesenen hilfreichen
Geistern sich umgeben und glaubenstüchtig nun ihren Weg verfolgen
und gegen die Feinde des Rechts und der Wahrheit mit den Waffen
der Gerechtigkeit kämpfen zur Rechten und zur Linken, dann geziemt
es sich wohl, auf ihren Ruhmes- und Segensbahnen mit Dank und
Bewunderung ihnen zuzujuchzen und ihren Namen mit goldner Schrift
in die Gedächtnisbücher der Geschichte und mit noch unvergängliche-
ren Zügen in die Tafeln unsres Herzens einzugraben. Aber durch
das sie noch umhüllende Erdengewölke ringt unser den Ursprung aller
Dinge suchendes Auge sich hindurch zu dir, auf dessen Geheiß sie
unter uns erschienen, und aus den Herzen, die in dem Walten deiner

Liebe deine starke, weise und gnadenvolle Führung anbetend innegeworden, steigen die Opfer des Lobes und des Dankes empor zu deinem heiligen Angesicht. So bringen wir dir auch heute Ehr' und Preis und weihen das Denkmal, das die Liebe dankbarer Unterthanen einem der edelsten und besten Fürsten aufgerichtet, wir weihen es zu einem Denkmal deiner Barmherzigkeit und Treue, damit es späten Geschlechtern noch von dem Jubel erzähle, womit Zeitgenossen und Nachgeborene von ihm zu dir, seinem Sender, aufblickend, bekannt haben: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich“. Damit es aber auch jedem, der daran vorüberwandelt, die ernste Wahrheit entgegenrufe, die müßige Freude an den durch andere erworbenen Ruhmeskränzen sei kein Dankopfer, was dir wohlgefällt, und nur wer treu und mutig den Besten seiner Zeit nachstrebe, preise würdig die durch deine Gesandten geoffenbarten Wunder deiner Erbarmung, damit es alle, die es je mit freudigem Stolze betrachten, unwiderstehlich zu dem Gelübde treibe, wie groß oder klein der Kreis auch sei, in welchen du sie als Haushalter deiner Gnadengaben gestellt, darin mit gläubigem Verlangen nach deinem Willen zu forschen, gehorsam deine Wege zu wandeln, begeistert, dein Werk zu treiben, an ihrer eigenen und an der Vervollendung ihrer Mitwelt zu arbeiten, stark in der Liebe, fröhlich in der Hoffnung. O Herr, laß solche Gelübde in uns allen zur Wahrheit werden und rüste uns zu ihrer Erfüllung mit Kraft und Stärke aus von oben, vernimm in Gnaden unser Gebet, und wenn wir heute deinen Segen erfliehen für alle Boten deiner Liebe und für die Früchte ihrer Arbeit für alle, die noch kommen werden nach dem Rate deiner Weisheit, wenn wir deinen Segen herabrufen auf unsren Kaiser und sein hohes Haus, sowie auf das durch ihn vereinte deutsche Vaterland, wenn wir ihn in unsrem Vertrauen und gestärkt durch die erst jüngst erfahrene sichtbare Fügung deiner Gnade herabrufen auf unsren teuren Fürsten samt seinem ganzen Hause und auf sein in treuer Liebe ihm verbundenes Volk, auf alle, die sich zu Dienern deiner heiligen Ratschlüsse weihen, um unter die Zahl der Boten deiner Vorsehung zu treten; ja erhöre uns nach deiner Güte, wenn wir ihn für uns alle von dir erbitten und sprechen: der Herr segne und behüte uns, der Herr erleuchte sein Antlitz über uns und sei uns gnädig. Der Herr hebe sein Angesicht auf uns und gebe uns seinen Frieden! Amen.“

Schon daß der deutsche Kaiser Wilhelm I. die Enthüllung des Karl August-Denkmal's durch seine Gegenwart verherrlichte, mußte dieser Begebenheit eine vorzügliche Stelle unter den Ereignissen der Weltgeschichte anweisen, und zwar nicht bloß um seiner eigenen, unter allen geschichtlichen Größen weit emporragenden Persönlichkeit willen, sondern auch um deswillen, dem an diesem Tage die Mit- und Nachwelt eine Erinnerung der Ehrfurcht und Dankbarkeit weihete. Das aber geschah vom Kaiser selbst in anerkennungsvoller und gerechter Würdigung der hohen Bedeutung, die Karl August's Regierung für sein Volk und für die Welt gewonnen. Denn in der Entwicklung des Völkerlebens hatte Sachsen-Weimar unter seines erhabenen Fürsten Regierung einen Fortschritt zu gesegnetem Wachstum in der selbständigen Bestimmung seiner Verfassung und seines Lebens gemacht, wie er bei andern Völkern erst in seiner Nachfolge zustande gekommen war. Und wenn der mit der Haltung des Festgebets beauftragte Redner seine Aufgabe zu lösen suchte, indem er die Geschichte der Völker als Zeugnisse des göttlichen Waltens aufstellte, so sprach der Kaiser seinen lebhaften Dank dafür aus, daß hier bei der erhebenden Feier der ernste Blick vor allen Dingen dahin gelenkt worden sei, wo aller Dinge Ursprung und Mittelpunkt gesucht werden müsse. Auch in ihm sei bei den entscheidungsvollsten Ereignissen seines Lebens diese Überzeugung wieder befestigt worden; vor großen und gewaltigen Wendepunkten habe er gestanden, schwere Aufgaben seien ihm schon von menschlichen Gesichtspunkten aus gestellt worden, von der durch Gottes Gnade ihm und seinem Volke angewiesenen Höhe des Daseins habe er durch Reid und Eifersucht verdrängt werden sollen, und darum sei es seine natürliche Sorge gewesen, zur Hülfe herbeizuziehen, was im bevorstehenden Kampfe ihm hoffnungsvollen Beistand leisten könne; seine Heeresmacht habe er durch Ausbildung, Übung und Kräftigung mit allen andern Armeen mindestens zur Ebenbürtigkeit zu erheben gesucht, im politischen Verkehr habe er durch die Menschenkenntnis und Weisheit seiner Diener ein nicht hoch genug anzuschlagendes Übergewicht erlangt, genug, alle Verhältnisse seien so vorbereitet und in eine Verfassung gebracht gewesen, daß jeder Herausforderung zum Kampfe wohl mit Ruhe und Zuversicht hätte entgegengeehen werden können; aber als die Stunde der Entscheidung genahet sei, da habe er an bloß menschlicher Erwägung sich nicht genügen lassen, sondern mit

feinen Überlegungen und Entschliefungen ſich noch zur Prüfung vor einem Höheren eingefunden, und in ſtillem andächtigen Gebet das Ja und Amen des Höchſten für ſeine menſchlichen Gedanken geholt, um dadurch geſtärkt den Mut der Entſchliefung und die Zuverſicht des Gelingens davonzutragen. So oft ich jemals ſpäter wieder an dieſe Darſtellungen aus kaiſerlichem Munde mich erinnert habe, ſo oft ich neben ſeiner ſelbſt erlebten Größe mir ſeine fromme Demütigung vor Gott vor meine Seele geführt habe, hat mir kaum etwas Rührenderes und tiefer Ergreifendes nahetreten wollen.

Es wurde ſchon oben auf die hohe Bedeutung hingewieſen, welche das Jahr 1875 für die mit Einführung der Synodalverfaſſung gegebene Weiterentwicklung der Landeskirche gewann. Die Landeſynode, welche alle vier Jahre zuſammenzutreten beſtimmt war, wurde zum erſtenmal im Jahre 1874 einberufen. Ich hatte die Aufgabe, die Eröffnungspredigt zu halten und wählte dafür als Text die Prophetenſtelle Ezech. 37, 1—14, indem ich zum Thema die Worte nahm, die der Herr durch des Propheten Mund über unſre Kirche geredet habe. Es war dieſes aber zum 1. das Wort ſchmerzreicher Klage: „Des Herrn Hand kam über mich und führte mich hinaus im Geiſte des Herrn und ſtellte mich auf ein weites Feld, das voller Gebeine, und er führte mich allenthalben dadurch, und ſiehe, des Gebeines lag ſehr viel auf dem Felde, und ſiehe, ſie waren ſehr verdorret.“ Aber neben der ſchmerzvollen Klage ruft der Geiſt des Herrn und über unſre Kirche auch 2. ein Wort ermutigender Weiſſagung zu, indem er uns in unſrer Trauer über den Tod, dem ſo viele ihrer Glieder verfallen ſind, mit der Hoffnung auf ihre fröhliche Auferſtehung ergreift und uns antreibt, mit den Worten des alten Sehers zu weiſſagen: „So ſpricht der Herr von dieſen Gebeinen: Siehe, ich will einen Odem in euch bringen, daß ihr ſollt lebendig werden; ich will euch Aldern geben und Fleiſch laſſen über euch wachſen und mit Haut überziehen, und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet, und ſollt erfahren, daß ich der Herr bin.“ Zum 3. aber ruft uns der Geiſt des Herrn im Hinblick auf unſre Kirche ein Wort dringender Mahnung zu. Dieſe hat ja mit der Zusammenberufung ihrer Vertreter zur Beratung ihrer Angelegenheiten und zur Teilnahme an ihrer Geſetzgebung und Leitung den Abſchluß ihrer Verfaſſung gefunden, ihre Glieder ſind nun geſammelt zu einem einheitlichen Ganzen, und jedem iſt darin, wie in einem Körper,

die Stelle angewieſen, die nach ſeiner Kraft und Bedeutung ihr zukommt. Aber mit der äußeren Verfaſſung empfängt die Kirche noch kein neues Leben; darum ſucht auch bei uns, die wir heute zu ernſter Arbeit zuſammentreten und bei euch allen, die ihr noch ein Herz für eure Kirche habt, die feierliche Mahnung von oben Eingang zu gewinnen, aus den Stürmen, die unſre Zeit durchtoben, einen Odem Gottes herzuleiten, der die toten Glieder unſrer Geſamtheit wieder lebendig macht. Im ganzen ſind ſeitſer ſechs Landeſynoden gehalten worden, und der gegenwärtige innere und äußere Zuſtand unſrer Landeskirche iſt die Frucht vieler fleißigen Arbeiten, die in Kommiſſions- oder in Plenarſitzungen vollbracht worden ſind; ein neues, vielſeitig als vortrefflich anerkanntes Geſangbuch, eine neue Gottesdienſtordnung, ein neues Kirchenbuch und andere kirchliche Einrichtungen ſind es, wodurch der Segen der Synodalarbeiten ſich immer weiter fortgeſetzt hat. Hierbei iſt noch zu bemerken, daß das Trauungsgeſetz, das Tauf- und Konfirmationsformular nicht ohne lebhaften Streit zur Feſtſtellung gelangt iſt.

Im Oktober 1875 war in Weimar ein proviſoriſches Kirchengeſetz, betreffend die kirchlichen Eheverklündigungen und Trauungen, erlaſſen worden; mit dem 1. Januar 1876 war es in Kraft getreten. Die Trauformel lautete: Ich ſegne euch u. ſ. w. Noch ſtand der Ausſpruch der Landeſynode darüber aus; er erfolgte am 15. Januar d. J. nach nachſtehender, am 13. Januar in der Synode von mir gehaltenen Rede:

„Meine Herren! Das zur Beurteilung der vorliegenden hochwichtigen und ernſten Frage erforderliche Material iſt Ihnen ſoeben vom Herrn Referenten (Geh. Kirchenrat D. Lipſius) in ſolcher Vollſtändigkeit und ſo lichtvoll vorgeführt worden, daß nunmehr gleich an die Unterſuchung der Gründe, die für oder gegen die Beibehaltung der im proviſoriſchen Kirchengeſetz enthaltenen Trauform ſprechen, herantreten werden kann. Ich werde mich bemühen, nicht in Einzelheiten mich zu verlieren, ſondern nur die Hauptpunkte hervorzuheben, da durch die Klarlegung derſelben auch alle einzelnen hier in Betracht kommenden Fragen ihrer Entſcheidung entgegengeführt werden müſſen. — Als mit dem Erlaß des Reichsgeſetzes über die Civileheſchließung für die evangeliſche Kirche die Aufforderung gegeben war, nun ihre Trauungsform in ein angemessenes Verhältnis zu dem geſetzlichen Civilakt zu bringen, machten ſich alſobald zwei Prinzipien geltend, von denen aus die Entſcheidung zu treffen wäre; ich will ſie einmal kurz als Nützlichkeits- und als Wahrhaftigkeitsprinzip bezeichnen, wenn ich auch gar wohl weiß, daß die Anhänger des erſten keine Loſſagung von dem zweiten beabſichtigt und daß die Vertreter des zweiten mit der Geltendmachung deſſelben auch der Kirche am beſten zu dienen gemeint haben.

Von vornherein bin ich nun der Ansicht gewesen, die Kirche könne und dürfe keinen andern Standpunkt einnehmen, als den der Wahrhaftigkeit; sie habe also nur zu fragen: was für ein thatsächlicher Zustand ist durch das Reichsgesetz geschaffen worden, und welche Stellung habe ich dem gegenüber einzunehmen wo meine Macht und die Entfaltung meines Segens zu suchen? Von diesem Standpunkt aus vermag ich allen, wenn auch noch so gelehrten historischen und juristischen Deduktionen, wie sie uns gegeben worden sind, über die verschiedenen Momente bei der Eheschließung, über die, welche in dem bürgerlichen Akte der Eheschließung vorhanden seien und über das, welches noch übrig bleibe, und welches, nachdem es glücklich aufgefunden, nun die Kirche für sich in Anspruch nehmen könne, auch nicht die allermindeste Bedeutung für mich beizulegen; ich vermag nur eine durch den Civilakt völlig zu stande gekommene Ehe anzuerkennen und die Frage aufzuwerfen: was liegt nunmehr der Kirche ob? Und diese Frage hat die Kirche nach ihren Grundsätzen und für sich allein zu beantworten, nicht aber dieselbe durch den Staat sich beantworten zu lassen. Ich weiß zwar gar wohl, daß der Staat auf die von der Kirche zu gebende Antwort anfangs einen Einfluß auszuüben gesucht und daß er die von der Kirche gegebene Antwort einfach seiner Beurteilung und Begutachtung unterzogen hat; ich weiß auch, daß später, am 31. Januar 1876, der Präsident des Reichskanzleramts, Staatsminister Delbrück, im Reichstage die Erklärung abgegeben hat, „es sei kein Grund vorhanden, gegen die Mecklenburger Regierung und gegen die von ihr erlassene Trauungsverordnung zu reklamieren, da dieselbe eine rein kirchliche Verordnung und sich in keiner Weise auf dem Boden des Civilrechts bewege“; ich weiß endlich auch, daß diese Erklärung in den Reihen vieler Vertreter der evangelischen Kirche eine gewisse Freude wachgerufen und daß namentlich das dadurch geweckte Gefühl, nun in der Bestimmung der Trauungsform wieder freiere Hand zu haben, die Opposition gegen das vom evangelischen Oberkirchenrat in Berlin erlassene Trauungsformular wesentlich gestärkt hat. Aber, meine Herren, ich habe mich dieser Freude eigentlich etwas geschämt; denn ich habe im Namen meiner Kirche in jener Erklärung etwas Demütigendes zu empfinden nicht umhin gekonnt; ich habe nämlich aus derselben die Erklärung herausgehört: Mag die Kirche Trauungsordnungen schaffen, wie sie will, mögen dieselben auch mit dem von uns geschaffenen Rechtszustande nicht in Einklang zu bringen sein, das kann uns ja gar nicht alterieren, der Boden des Civilrechts ist von uns dagegen vollkommen sicher gestellt. Nach meiner Überzeugung entsprach es allein der Wahrhaftigkeit, wie der Würde der Kirche, wenn sie die Erklärung abgab: Der Staat hat das Recht der Eheschließung, was ich bisher geübt, jetzt an eine andere Instanz übertragen; das Recht hat mir in den Augen des Volks eine gewisse Macht verliehen; vielleicht ist es aber auch ein Recht von zweifelhaftem Wert gewesen; denn oft genug hat es ja meine Diener aufs schmerzlichste berühren müssen, wenn ein Paar sie nur als das Mittel aufsuchte und in Anspruch nahm, wodurch es zu einer rechtsgültigen Ehe gelangen konnte, von meinem Segen aber nichts wissen wollte und für denselben nicht die mindeste Empfänglichkeit mitbrachte; hinfort wird es darauf ankommen, meine Macht einzig auf dem Gebiet zu suchen, auf dem sie liegt,

auf dem Gebiet des Geistes und des Gottesworts; diese Macht soll nun rein und ungetrübt und unermischt mit andern Elementen von mir zur Geltung und den Gemeinden zu immer lebendigerem Bewußtsein gebracht werden; hier liegt die Rechtssphäre, die mir durch den Staat nicht abgegrenzt werden kann, und damit sie in ihrer vollen Reinheit bleibe und zur Anerkennung gelange, will ich mich auch nicht mit dem Schein eines Rechts ausrüsten, welches der Staat zu- und aberkennen kann. Die Notwendigkeit, nach dem Erlaß des Reichsgesetzes mit den alten Trauformularen eine Änderung vorzunehmen, ist nun auch von allen deutschen evangelischen Landeskirchen anerkannt worden; nur sind bei vielen die Änderungen so unbedeutender Art gewesen, daß kaum die wirkliche Anerkennung des durch das Reichsgesetz geschaffenen Zustandes darin zu finden vermag. Namentlich ist in vielen ein Zusammensprechen der Brautleute festgehalten worden, obgleich doch das Zusammensprechen zur Ehe schon als durch den Civilakt erfolgt angenommen werden muß. Zwar hat man Zusätze gemacht, in denen dieses Bewußtsein zum Ausdruck kommen sollte, und nun das Wesen der kirchlichen Handlung als ein Zusammensprechen zu christlicher Ehe oder zu christlicher Eheführung bezeichnet. Aber wenn auch gegenüber dem letzteren Ausdruck, ebenso wie gegenüber dem bloßen Zusammensprechen unbedingt der von Sohm in seinem Büchlein „Zur Trauungsfrage“ gethane Behauptung beigeplichtet werden muß: „ein bloßes Zusammensprechen oder Zusammengeben ohne eine Qualifizierung des Verhältnisses, welches durch das Zusammengeben bewirkt werden soll, ist eine inhaltslose und darum unverständliche Formel,“ so kann doch von einem Zusammensprechen zu christlicher Ehe bei der kirchlichen Handlung auf alle Fälle nicht die Rede sein. Denn entweder versteht man unter christlicher Ehe eine Ehe von Christen — und dann ist sie schon mit dem Civilakt zu stande gekommen, oder man versteht darunter eine im christlichen Geist geführte Ehe — und der Geistliche hat selbstverständlich nicht die Macht, die Ehe zu einer christlichen zu machen. Was aber nun das „Zusammensprechen zu christlicher Eheführung“ anlangt, so würde eine solche Formel zwar dem Sinne nach, aber nicht sprachlich zulässig erscheinen; es würde damit nicht ein Verhältnis qualifiziert, wohl aber ein Zweck angegeben, zu dessen Erstrebung die Eheleute verpflichtet werden können, nur daß im „Zusammensprechen“ nicht die Bedeutung des „Verpflichtens“ liegt, und nur um dem Gewissen derer, die nun einmal anders fühlen, keinen Zwang anzuthun und in der Voraussetzung, daß allmählich das Zusammensprechen als ein Verpflichten werde aufgefaßt und verstanden werden, wird man gegen die Forderung einer solchen Formel sich nachgiebig beweisen können. Im übrigen komme ich immer wieder zu dem Schluß: Die Kirche übe in der gewählten Trauformel volle Wahrheit und begehre nicht einen inhaltslosen Schein; sie suche und entfalte ihre Macht und ihren Segen auf dem Gebiet, auf welchem ihr beide nicht streitig gemacht werden können; denn das allein entspricht der Würde, die sie behaupten soll. Den auf den preussischen Provinzialsynoden mit großer Majorität gefaßten Beschlüssen vermag ich nicht die Bedeutung für uns einzuräumen, wie Vicepräsident v. Rotenhan; wir müßten dann erst die Zusammensetzung jener Versammlung untersuchen und die Frage erörtern, ob

nicht bei einem anderen Wahlgesetze ganz andere Majoritäten zustande gekommen wären.

„Wenn ich mich jetzt aber zu der Besprechung des Prinzips wende, das ich vorher, natürlich ohne jeden niedrigen Sinn, als Nützlichkeitsprinzip bezeichnet habe, so will ich mich an die Motivierung anschließen, die Vicepräsident v. Notenhan als Mitglied des Synodalausschusses in seinem Ihnen allen vorliegenden Separatvotum gegeben hat und die in würdiger Weise alles hervorhebt und zusammenfaßt, was für die Sache gesagt werden kann. Ich übergehe hier, was von ihm gesagt wird, um von der von ihm für die Kirche in Anspruch genommenen Formel: ‚ich bestätige euren ehelichen Bund im Namen des dreieinigen Gottes‘ oder ‚ich spreche euch als christliche Eheleute zusammen im Namen des dreieinigen Gottes‘ den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit abzuweisen. Wenn derselbe aber nun weiter so fortfährt: ‚So gewiß nun die christliche Kirche von ihren Gliedern fordern muß, daß sie ihre Ehen unter Gottes Wort stellen, dieselben mit Gott anfangen und solches durch Annahme der kirchlichen Trauung öffentlich bekennen, so gewiß hat sie auch die Pflicht, die hohe Bedeutung der kirchlichen Trauung als öffentlichen Aktes der Initiation für die christliche Ehe nicht abschwächen zu lassen und alles dasjenige sorgfältig wahrzunehmen, was die Ehe im Bewußtsein des Volkes heilig hält,‘ so kann ich dem nur freudig und aus vollem Herzen zustimmen; nur vermag ich nicht die Folgerung daraus zu ziehen, die er daraus zieht mit den Worten: ‚Die Ehe wird aber bei unfrem Volke um deswillen heilig geachtet und für unauflöslich gehalten, weil der Diener des göttlichen Wortes sie im Namen des dreieinigen Gottes zusammengesprochen oder bestätigt hat. Wenn fortan nur der Standesbeamte die Nupturienten kraft des Gesetzes für Eheleute erklärt, nicht aber auch nach ihm der Diener des Wortes ihren ehelichen Bund im Namen Gottes bestätigt, so wird im Bewußtsein des Volkes der Glaube an die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe allmählich sinken. Mit der geringeren Wertschätzung der Ehe aber wird nicht bloß eine Abnahme der Trauungen, sondern auch der sittliche Verfall Hand in Hand gehen.‘ — Ich habe nämlich die feste Überzeugung, daß die Ehe von unfrem Volke nicht um deswillen heilig geachtet und für unauflöslich gehalten wird, weil sie der Diener des göttlichen Wortes im Namen des dreieinigen Gottes zusammengesprochen oder bestätigt hat, sondern weil das, was in der Kirche geschehen, im Namen Gottes geschehen ist, sei es nun ein Zusammensprechen oder ein Weihen und Segnen gewesen. Den meisten, die zu dem angegebenen Zweck an heiliger Stätte erscheinen, kommt der Unterschied zwischen den verschiedenen bei der Trauung gebrauchten Formeln gar nicht zum Bewußtsein, wenn sie nicht besonders darauf aufmerksam gemacht werden, und wiederholt habe ich nach dem Erlaß des Reichsgesetzes von mir getraute Paare gefragt, ob solcher Unterschied ihnen aufgefallen sei und von ihnen die Antwort erhalten, wer ganz unter dem Eindruck der dort vollzogenen Handlung und des ihm dabei ans Herz gelegten Gottesworts stehe, der werde wohl kaum den dabei gebrauchten Formeln nachzudenken imstande sein. Wird es den Brautleuten aber völlig klar, daß jetzt beim Abschluß ihrer Ehe die Kirche nicht mehr dasselbe thue wie ehemals, so liegt das wahrlich nicht an der veränderten Formel,

sondern es hat seinen Grund darin, daß die Nötigung zum Civilakt vorangegangen und daß mit diesem schon eine wirkliche Ehe zustande gekommen ist. Und wenn in ganz Deutschland in der Kirche wieder zusammengesprochen oder bestätigt würde, so würde das bei der Kirche entfremdeten Menschen nichts helfen; die Überzeugung, daß ja durch den bürgerlichen Akt schon eine rechtsgültige Ehe geschlossen worden, würde für sie maßgebend bleiben, wenn sie nicht von der Kirche etwas anderes begehrt und gewiß wären, zu empfangen, was ihnen bei ihrer Eheschließung von dem Standesamt nicht geboten worden und nicht geboten werden kann. Darüber aber ist es nötig, die Gemeinden und ihre Glieder zu belehren, und wenn das besonders die Geistlichen in zweckentsprechender Weise thun, wenn sie ihren Einfluß auf das Volk nicht, um daselbe einzunehmen und aufzuregen gegen eine gegebene Ordnung, sondern dazu benutzen, das Wesen der christlichen Ehe und die Bedingungen, unter denen allein der göttliche Segen darüber ausgegossen werden könne, zum klaren Bewußtsein zu bringen, wenn sie es ihnen klar machen: ‚Wer seine Ehe nicht mit Gott beginnt, sein zu begründendes Hauswesen nicht in den Dienst und unter den Schutz Gottes stellt, wer nicht das lebendige Gefühl der Leitung und der heiligen Gegenwart des Ewigen als unzertrennlichen Begleiter mit in sein neues Leben hineinnimmt, der wird in der Ehe, die er bloß vor dem Standesamt eingegangen, allerdings eine bürgerlich rechtsgültige Ehe besitzen, aber verlassen wird er in seinem Hause sein von den Segnungen, die Gott nach seinen Weltgesetzen an den Wandel in seinem Dienst gebunden hat; zur Beteiligung an diesen Segnungen aber will euch die Kirche führen‘ — wenn so das Volk belehrt wird, dann wird die Überzeugung sich immer weiter verbreiten, daß der kirchliche Akt doch etwas Anderes und Höheres als ein Zusammensprechen biete, und man wird denselben um seiner selbst willen, nicht aber um des damit verbundenen Scheins eines Zusammensprechens willen begehren. Werde ich nun aber noch gefragt, obgleich es fast überflüssig erscheinen könnte, was die Kirche den bereits ehelich Verbundenen mit der Trauung biete, so antworte ich: Die Kirche weiht und segnet den Ehebund, natürlich nicht bloß mit der am Schluß zusammenfassenden Formel, sondern mit der vorausgegangenen Verkündigung des göttlichen Wortes; die Kirche weiht die Verbundenen, d. h. sie übergiebt dieselben Gott, verpflichtet sie zu seinem Dienst, stellt sie unter die Führung des göttlichen Wortes; die Kirche segnet sie, bietet ihnen im Namen Gottes durch sein Wort die Gnade des Ewigen dar, sichert ihnen, so sie unter die Leitung des göttlichen Wortes mit vollem Herzen sich begeben, die Segnungen zu, die er durch diesen Stand über seine Kinder ausgießen will; die Kirche setzt über das Leben des verbundenen Paares die Überschrift: ‚Du und dein Haus, ihr sollt dem Herrn dienen‘; die Kirche giebt ihnen als treuen Gefährten das heiligende und beseligende Bewußtsein mit: ‚der Herr wird unser Gott sein und wir werden sein Volk sein‘; die Kirche drückt auf die Hoffnungen, mit welchen die Verbundenen ihr gemeinsames Leben beginnen, das Siegel der göttlichen Verheißung und läßt sie von himmen gehen mit dem festen Glauben: Wir sind nun Gott geweiht zu seinem Eigentum, sein Gnadenseggen geht mit uns in Freud und Leid, im Leben und Sterben. Meine Herren, wie man das

alles nicht für viel bedeutsamer, nicht für unendlich wichtiger erachten kann, als ein wiederholtes Zusammensprechen, dafür habe ich kein Verständnis; ich für mein Teil wünschte, daß diese Mitwirkung der Kirche bei Begründung des Hausstands in ihrer Größe und Hoheit voll erkannt und gewürdigt würde, und bin fest davon überzeugt, daß es ebenso der Kirche wie den Gemeinden zum Heil gereichen würde.

„Und nun nur noch eins; man hat nicht mit Unrecht gesagt, es entspreche nicht der Wahrhaftigkeit der Kirche, wenn sie durch die Formel des Zusammensprechens die Bedeutung dessen, was bereits mit dem Civilakt zustande gekommen sei, verdunkle; ich klage die Formel nach einer andern Seite hin der Verdunkelung an; sie verdunkelt den hohen Glanz der heiligen Handlung, die von der Kirche vollzogen wird, durch den beigemischten und den Menschen dicht vor die Augen gehaltenen Schimmer eines Rechts, das mit jener auch nicht annähernd verglichen werden kann, worauf aber unwillkürlich die Blicke zuerst sich richten, weil die Beziehung auf das äußere Leben dabei die vorwiegende ist, und meine warme Liebe zur Kirche ist es ebenso wie mein Wunsch, daß die Ehe zu immer größerer Heilighaltung gelange, was mich zu der innigen Bitte und Mahnung treibt: Sorgen Sie durch ihr Botum dafür, daß das göttliche Recht der Kirche rein und klar und ohne jede unlautere Beimischung zum Ausdruck gelange; ich kann nach der gewissenhaftesten Überlegung nicht anders, als das provisorische Trauungsgesetz mit den vom Ausschuss beantragten Änderungen Ihnen aufs dringendste zur Annahme zu empfehlen.“

Die Abstimmung fiel diesem Antrage gemäß auch aus; die Trauformel lautete nun: „Ich weihe und segne euch“ u. s. w. und als Parallelformular wurde gestattet: „Ich spreche euch zusammen zu christlicher Eheführung“ u. s. w.

Vier Jahre später galt es, die Verpflichtung festzustellen, welche den Kindern bei Taufe und Konfirmation aufzuerlegen wäre. Von mehreren Synodalen war hier der Antrag eingebracht worden, dem Apostolikum gegenüber eine größere Freiheit zu gewähren als sie bisher gestattet worden war, und ich ließ mich über die ernste Frage in folgender Weise aus:

„Ich wende mich zu einer kurzen Betrachtung der Lage, in die durch Ablehnung unserer Anträge notwendig ein großer Teil unserer Landesgeistlichkeit versetzt werden müßte. Es sind ihrer sehr viele, die bei Taufe und Konfirmation sich allerdings des Apostolikums bedienen, aber für die eigentliche Verpflichtung nur den Glauben an den Vater, Sohn und heiligen Geist festgehalten haben, sei's weil sie diese Form als alte Tradition in ihren Gemeinden vorgefunden oder weil sie nach ihrer Überzeugung etwas anderes nicht über sich vermocht haben. Hier drängt sich uns wohl ganz von selbst die Frage auf: Wie werden sich alle diese dem neuen Kirchenbuch gegenüber verhalten, wenn darin nur noch die Verpflichtung auf den Gehalt des Apostolikums gestattet ist? Ich weiß ja, daß mancher aus Klugheitsrückichten seine Überzeugung den

Umständen anzubequemen und sein mahnendes Gewissen dann durch den Hinweis auf die auf ihm lastende Notwendigkeit zu beruhigen vernag; aber ich würde mich davor fürchten, auch nur in Gedanken allen jenen Männern das Unrecht zuzufügen und einen solchen Wechsel der Geminnung bei ihnen für möglich zu halten, würde es vielmehr bei den weitaus meisten für selbstverständlich ansehen, daß sie in unverbrüchlicher Treue gegen ihre Überzeugung und im Vertrauen auf den Gott, der auf den Bahnen der Gewissenhaftigkeit schon unzählige seiner Diener sichtlich mit seinem Schutz begleitet hat, ruhig über sich ergehen lassen würden, was zur Wahrung des dann bestehenden Gesetzes über sie verhängt werden möchte. Aber um was handelt es sich denn eigentlich bei unsrem Antrag? Nicht darum, für unsre Kirche den Wert und die Geltung des oft genannten Bekenntnisses zu beseitigen und abzuschaffen, nicht darum, an seine Stelle ein neues, dem Standpunkte der Gegenwart und ihren Forderungen mehr entsprechendes darzubieten, sondern nur darum, daß wir um der darin vorkommenden Unklarheiten und Unverständlichkeiten willen unsren Kindern in den heiligsten Augenblicken ihres Lebens kein Gelübde der Treue dagegen abzufordern uns in stande fühlen. Ich sehe hier ganz und gar ab von einer Zusammenstellung aller der Bemühungen, die in neuester Zeit darauf hingerichtet worden sind, die anstößigsten Ausdrücke im Apostolikum zu beseitigen, von dem Versuch an, der auf der preussischen Generalynode 1846 gemacht wurde, in einem neuformulierten Bekenntnis den eigentlichen Glaubensgehalt des Apostolikums niederzulegen, bis zu den neuerdings über einzelne Ausdrücke gepflogenen Beratungen in der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz; aber das eine muß ich dabei fragen: Kann man verlangen, daß was in theologischen Kreisen noch manches Kopfzerbrechen verursacht, darüber Kinder sich schon schlüssig machen sollen, ob sie ihr Leben lang daran festhalten werden oder nicht? Vielleicht wird mir von einzelnen der Einwand gemacht: Wir legen ja in unsrem Katechismusunterricht das Apostolikum zu Grunde und erklären es ihnen so, daß wir es bei der Konfirmation ihrem Verständnis wohl nahe gerückt erachten können. Aber wenn Sie sich damit redlich abgemüht, und es sollte nun eine Prüfung abgehalten oder es sollte nur einmal von allen Geistlichen schriftlich die Erklärung eingereicht werden, die sie ihren Schülern nur von einzelnen Sätzen des Apostolikums geben, z. B. ‚niedergefahren zur Hölle‘ (Sie wissen ja, daß unter den Theologen der Streit darüber noch nicht ausgetragen ist, ob es zu den Stufen der Erniedrigung oder der Erhöhung zu rechnen sei, wodurch die Auf-fassung doch wesentlich beeinflusst wird), ‚sitzend zur Rechten Gottes, Auferstehung des Fleisches‘: meinen Sie nicht, daß dabei eine recht bunte Mannigfaltigkeit der Glaubensanschauungen sich unsren Blicken darbieten würde, wodurch doch die Erreichung des ganzen Zwecks der Verpflichtung darauf im höchsten Grade illusorisch werden müßte? Denn was daneben noch denkbar wäre, die Annahme, daß es nur auf die Einigkeit im Bekenntnis des Buchstabens ankomme, das auch nur bei einem in ihrer Mitte für möglich zu halten, erschiene mir als eine Ehrenkränkung, deren ich nicht fähig bin. Würde doch mit einer solchen Forderung auch eine für die Entwicklung des religiösen Volkslebens höchst gefahrvolle Bahn betreten werden. Wir sind gewiß alle eins in dem innigen

Wünsche, daß unfrem Volke die Religion nicht bloß erhalten bleibe, sondern daß sie in ihm zu neuem Leben und zu neuer Kraft erweckt werde. Das ist aber nach meiner innersten Überzeugung nicht möglich ohne die vollste Wahrhaftigkeit. Wer sich dazu treiben oder bestimmen läßt, etwas zu bekennen, dem seine Überzeugung widerspricht oder dem sie sich auch nur zweifelnd gegenüberstellt, der wird schnell genug dazu kommen, als das eigentliche Wesen der Religion die äußere Form zu betrachten, mit deren Beobachtung er die Pflichten eines religiösen Menschen erfüllt habe, wenngleich sein Inneres sich gleichgültig dagegen verhalte, und in solchem Zwiespalt dahingehend, wird er die Religion nicht zu dem heiligenden und beseligenden Einfluß auf sein Leben gelangen lassen, den sie doch ausüben soll, oder er wird, unfähig, das Wesentliche und das Unwesentliche zu unterscheiden, schnell genug den materiellen Richtungen unsrer Tage und ihren Angriffen auf des Glaubens heiliges Gebiet als Beute anheimfallen, wie wir es in unsrer Zeit ja nur allzuhäufig in der beklagenswertesten Weise erleben. O hüten wir uns mit heiliger Scheu davor, von unsrer Seite den geringsten Schritt dazu zu thun, daß unsre Jugend sich daran gewöhne, die Handlung, die in ihrem Leben einen mächtig ergreifenden Wendepunkt bilden und einen unauslöschlichen Eindruck für ihre ganze Zukunft zurücklassen soll, als eine bloße Form anzusehen und damit die Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt in sich zu nähren; nein, leiten wir sie zu voller Klarheit über die hohe Bedeutung des Schrittes, der von ihnen gethan werden soll, und mit dem Ernst, womit wir im Unterricht die Wahrhaftigkeit in sie zu pflanzen gesucht, womit wir ihnen gesagt: Gebt niemals ein Versprechen, wenn ihr nicht die Gewißheit in euch tragt, daß ihr es zu halten vermögt, mit diesem Ernst weisen wir sie hin auf das Versprechen, in welchem ihr ganzes Christenleben sich zusammenfaßt und dem sie, wenn sie das Christentum nicht überhaupt ganz verleugnen wollen, die Treue zu bewahren haben bis in den Tod, und dies Versprechen wird mit ihnen gehen als ein treuer Begleiter und als ein sicherer Schutz auf der gefährvollen Bahn durchs Leben. Es ist ja doch etwas ganz andres, mit der Gemeinde einzustimmen in ein Bekenntnis, das die Kirche in ältester Zeit schon angenommen und bewahrt hat bis auf diesen Tag, wobei jedem die Freiheit gewahrt bleibt, die einzelnen Sätze mit ihrer dem Altertum angehörigen theologischen, auch wohl bildlichen Fassung sich so zu deuten, daß sie der eigenen Auffassung entsprechen, oder einem Kinde die Frage vorzulegen: Gelobst du, zu allen Zeiten festzuhalten an dem Glauben, daß Christus niedergefahren zur Hölle u. s. w.?

„Und wer giebt uns denn das Recht, solches Gelübde zu verlangen und solche Last auf die Gewissen der Unmündigen zu legen? Christus hat gesagt: ‚Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen auf Erden, einer ist euer Meister, Christus,‘ und wie dies Wort den Aposteln gegolten, so gilt es den Lehrern der Kirche zu allen Zeiten. Der katholischen Kirche halten wir es entgegen und für uns selbst sollten wir uns darüber hinwegsetzen wollen? Nun hat er uns den Befehl hinterlassen: ‚Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.‘ Er hat damit einen Glauben von uns gefordert, in welchem der göttliche, in Christo geoffenbarte

Heilratschluß und die ganze Ordnung des Heils enthalten ist und den ich darum wahrlich keinen abgeblaßten zu nennen vermag, der mir vielmehr in solcher Herrlichkeit entgegenstrahlt, daß alle Zusätze späterer Zeiten mir dagegen in tiefen Schatten verschwinden. Wenn Sie nun gewiß nicht werden sagen wollen: Er hat damals noch nicht vorausgesehen, daß in späteren Zeiten ein weiter ausgeführtes Bekenntnis für die Aufnahme ins Christentum nötig werden würde, dann frage ich: Welches Menschen Wort mag es wagen, mit gleicher Autorität sich neben Christi Wort zu stellen und eine gleich verbindliche Kraft für sich in Anspruch zu nehmen? oder welcher Lehrer und welche Versammlung der Kirche vermag es, uns zu dispensieren von dem Festhalten an dem Worte dessen, welcher der Herr ist zur Ehre Gottes des Vaters und neben welchem sich keiner Meister nennen lassen darf auf Erden.

„Auf einen Einwand, der laut geworden ist, halte ich es kaum für nötig näher einzugehen, daß nämlich durch Annahme der beantragten Parallelfragen der konfessionelle Friede in der Landeskirche gestört werden könnte, da doch dadurch niemandes Gewissen beunruhigt, niemandem sein Bekenntnisstandpunkt und die Befriedigung der Forderungen seines religiösen Gefühls verkümmert oder beeinträchtigt werden kann, sondern einzig und allein ein thatsächlich bereits vorhandener Zustand zu einem legalen gemacht wird. Wovon eine Störung des Friedens die unausbleibliche Folge sein würde, das glaube ich vorhin schon klar und bestimmt erörtert zu haben. Im Hinblick darauf aber, nicht um unsretwillen, sondern um unsrer Landeskirche willen und damit derselben der weithin leuchtende Ruhm erhalten bleibe, daß in ihr die verschiedenen Richtungen friedlich und vereint an der Lösung ihrer großen gemeinsamen Aufgaben nebeneinander arbeiten, rufe ich denen, die unsrem Antrage noch feindlich gegenüberstehen, die herzlichste Bitte zu: Vollziehen Sie mit der Zustimmung zu demselben einen schönen, jenem Frieden dienenden Akt der Toleranz! Wir sind ja dessen gewiß, daß auch Sie in der Toleranz eine Frucht der Gewissenhaftigkeit erblicken, die, je fester sie an ihrer Überzeugung hält, je heiliger ihr diese ist, von einer um so tieferen Achtung auch vor fremder Überzeugung sich durchdringen läßt. Niemals werden wir Ihnen zumuten, Ihren Standpunkt aufzugeben, ob wir auch nur den unsrigen für den richtigen zu halten vermögen; so muten Sie auch uns nicht zu, von unsrer Überzeugung zu weichen. Und wie wir getragen von der Achtung vor Ihrer Überzeugung und besetzt von dem Wunsche, daß Sie durch unsre Beschlüsse in keine Gewissensbedrängnis verfeßt werden möchten, vor vier Jahren mit Ihnen für die Einfügung eines Parallelsformulars für Trauungen gestimmt haben, obgleich wir dieselbe von unrem Standpunkt aus nicht für korrekt zu halten vermochten; so lassen Sie heute, ohne dabei ihrem Standpunkte das Mindeste zu vergeben, von gleicher Achtung vor unsrer Gewissenhaftigkeit zu gleicher Toleranz sich treiben, damit das schöne Psalmenwort, was bisher über unsrer Landeskirche gestanden, nicht ausgetrichen werden dürfe: ‚Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen.‘“

Mit sehr großer Majorität wurde der Antrag angenommen und dadurch der Friede in unsrer Landeskirche sicher gestellt.

Bevor ich nun die Weiterentwicklung des inneren Lebens der Kirche zu schildern fortfahre, gilt es noch einige Änderungen zu berichten, die ich schon in den ersten Jahren meines Wirkens in Weimar in den äußeren Ordnungen vorzunehmen mich veranlaßt fühlte. Die erste war die Einführung von Kindergottesdiensten in der Stadtkirche. In der Hofkirche bestand schon einige Jahre die sogenannte Sonntagschule, mit Recht Schule genannt, weil kleine Kinder gruppenweise von jungen Damen und andern Helfern unterrichtet, und in einen zuvor mit ihnen selbst durchgenommenen Bibelabschnitt eingeführt wurden. Der Leiter des Ganzen faßte zum Schluß die behandelten Wahrheiten zusammen, machte von denselben auch angemessene Anwendungen auf das Leben der Kleinen. Als ein Kindergottesdienst im eigentlichen Sinne des Wortes konnte dies aber nicht gelten; denn von einem solchen mußte verlangt werden, daß die Kinder selbst ihren Kultus übten, daß sie ihr eigenes religiöses Leben, ihre Vorstellungen von Gott, ihre dadurch geweckten Gefühle und Gesinnungen zum Ausdruck brächten, und sie zum Ausgangs- und Mittelpunkt ihrer Lebensäußerungen machten. Dazu den Kindern Gelegenheit zu bieten, war ein dringendes Bedürfnis, da ihr Verständnis und ihre Empfänglichkeit noch nicht genügend herangereift war, um an dem Gottesdienst der Erwachsenen mit befriedigendem Erfolg für Verstand und Herz teilzunehmen. Sollte darum das religiöse Leben von seinen ersten Anfängen an zu gesunder Entwicklung und Ausbildung gelangen, so mußten schon die Kinder, wenn ihnen das Gebiet der Religion eröffnet wurde, in einen Gedankenkreis eingeführt werden, dem ihre Anschauungen und Fähigkeiten gewachsen waren. Ich arbeitete darum einen vollständigen Kindergottesdienst aus, dessen Bestandteile — einige passende Liederverse, eine Liturgie, ausgeführt vom Geistlichen und den Kindern und eine über einen biblischen Text gehaltene, dem Verständnis der Kinder angepasste Ansprache bildeten. Diese Gottesdienste erfreuten sich einer lebendigen Teilnahme nicht nur von seiten der Kinder, deren Zahl sich oft auf 1000 und darüber belief, sondern auch von seiten der Erwachsenen, welchen die leicht zu fassenden Ansprachen oft viel willkommener waren, als eine den Regeln der Homiletik entsprechend ausgearbeitete Predigt. Der Kindergottesdienst gehört von jetzt ab in die Zahl der allsonntäglich

zu haltenden Predigten, und würde die Gemeinde nur mit schwerem Herzen auf denselben wieder Verzicht leisten. —

Ein reicherer Kirchenbesuch wurde noch erzielt durch die Abendgottesdienste, die im Jahre 1880 in der Stadtkirche von mir eingeführt wurden. Als ich mein Amt in Weimar antrat, wurden in jeder der beiden Kirchen an jedem Sonntag zwei Gottesdienste gehalten, Vormittag der eine und Nachmittag der andere; der letztere fand nur sehr spärlichen Besuch, und oft genug bereute der Prediger, irgend welchen Fleiß auf seine Vorbereitung verwandt zu haben, wenn er beim Betreten der Kanzel nur 4—5 Leute fand, die sein Wort zu hören gekommen waren. Da ging die Stadtgemeinde auf meinen Vorschlag ein, eine andere Zeit für den Nachmittagsgottesdienst zu wählen und dadurch für viele Glieder den Besuch desselben leichter ausführbar zu machen; das Gotteshaus wurde mit Gasbeleuchtung versorgt, und nun mit Abendgottesdiensten der Versuch gemacht. Der Erfolg war ganz überraschend, die Zahl der Kirchgänger war abends wohl ebenso groß als des Vormittags; in der Hofkirche, wo man die Möglichkeit der Gasbeleuchtung nicht fand, mußte man sich entschließen, den Nachmittagsgottesdienst ganz eingehen zu lassen, und wo man im Lande das Beispiel der Hauptstadt zu befolgen in der Lage war, da sah man auch das Bemühen durch verhältnismäßig gleich erfreuliche Erfahrungen belohnt.

Aber mit der Verbesserung und Erhöhung des Kirchenbesuchs konnte ich die Aufgaben des mir übertragenen Amtes durchaus noch nicht als gelöst ansehen; es galt hier höhere Ziele, die Sittlichkeit und Religiosität in den Gemeinden bedurfte der Hebung und Förderung; wer seine Zeit mit einiger Aufmerksamkeit und mit dem rechten Ernst betrachtet, sieht überall von Schreckgespenstern sich umgeben, welche die Hoffnung und den Frieden aus seinen Kreisen verbannen. Leider war zeitlich in unserm Volke die Zahl derer nur allzugerings, die das genannte Gebiet, vielfach als das Gebiet der innern Mission bezeichnet, als Arbeitsfeld zu betrachten geneigt waren, das mit Fleiß und Eifer von ihnen bestellt werden mußte. Hierzu mußte also kräftige Anregung gegeben, über unser Wirken die rechte Lebenskraft ausgegossen werden; ja sollten wir nur sehen lernen, wo Hilfe nötig war, dann mußte in uns die erbarmende christliche Liebe aufgehen und immer gewaltiger heran-

wachsen, die alles verträgt, alles glaubt, alles hofft und alles duldet. Muß doch schon, wenn wir uns mit dem Christentum noch im Zusammenhang wissen und fühlen, die Betrachtung einer unabwieslichen Notwendigkeit uns zur That antreiben, aus träger Ruhe heraus uns reißen, um uns Handreichung zu thun, sei's mit unsrer Habe oder mit unsrer Kraft. Hier Gefahren, die immer drohender wie finstere Gewitterwolken am Himmel unsres Volkslebens emporsteigen und dort im Christentum die Macht, durch welche noch heute alle bösen Geister, wie einst durch das Wort seines Stifters gebannt, noch heute die Verirrten und Verlorenen zur Gemeinschaft mit Gott geleitet werden können — da müssen wir uns doch aus den Banden trüber Verstimmung und mutloser Trägheit emporrichten zu dem Entschluß, die Wege zu suchen, auf denen wir das Christentum wieder hineintragen mögen in die gottentfremdete Welt. Aber das Angefangene nicht liegen zu lassen und mit der bloßen Fortsetzung des Begonnenen sich nie genug zu thun, immer neue Quellen des vorhandenen Notstandes zu entdecken, immer neue und immer gründlichere Abhilfe schaffende Mittel ausfindig zu machen, die geistig Kranken mit unermüdlcher Geduld zu pflegen, und auch die scheinbar ganz Verlorenen noch nicht zu den Toten zu werfen, das lehrt die Liebe allein. Und diese Liebe, wie oft wir sie auch mit ehrfurchtsvoller Bewunderung auf dem Triumphzuge betrachten, den sie durch das ganze Leben des Erlösers hält von der Stunde an, da er zum erstenmal auf alle die Elenden, die von den verschiedensten Seiten her sich zu seinen Füßen versammelt hatten, vom Berge herniederschante und ihnen das trostreiche Wort zurief: „Selig sind, die geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr,“ bis zu dem Gebet, womit er ringend im entsetzlichen Todeskampf noch Vergebung auf seine Feinde herabflehte, sie sieht viele Wege offen zu helfender That; so möge es nie und nirgends an denen fehlen, die mutig und opferwillig darauf wandeln, und ein vom Geiste des Christentums erfülltes Herz, die demutsvolle Unterordnung des eigenen Ich unter die große Sache des Reiches Gottes, und die Liebe, die unwiderstehlich von dem Gefühl getrieben wird: Mich jammert des Volks, wird sie begleiten und sie des reichen Segens des Höchsten teilhaftig machen.

Unter den Arbeiten nun, die infolge gegebener Anregung auf dem Gebiet der innern Mission in unsrem Lande in Angriff ge-

nommen wurden, lenkt unsre Aufmerksamkeit sich zuerst auf die Thätigkeit des Vereins zur Fürsorge für entlassene Sträflinge hin. Ein Verein, der in früheren Jahren schon zu gleichem Zweck gegründet worden war, hatte seine Wirksamkeit wieder eingestellt, weil kein Bedürfnis dafür mehr anerkannt wurde; die angesammelten Gelder waren dem Ministerium zur Verfügung übergeben worden. Der eingehende Verkehr mit den Gemeinden und mit allen Gliedern und Klassen derselben öffnete aber zunächst den Geistlichen die Augen für das unter ihnen schlummernde und immer weiter um sich greifende Verderben, und aller Wohlmeinenden bemächtigte sich immer unabweislicher die Überzeugung, daß für die von der Sünde bedrohten, heimgesuchten, gefährdeten Genossen behütend, arbeitend, fürs Gute befeelend, Fürsorge getroffen werden müsse, damit das Reich des Guten erweitert, der Macht des Bösen immer engere Grenzen gezogen werden. Nachdem nun mit den Stellen, deren Mitwirkung bei dem ernststen Liebeswerk am dringendsten nötig war, die erforderliche Vereinbarung getroffen worden war, wurde dasselbe, was mir durch meine weltlichen Beziehungen wesentlich erleichtert wurde, auf nachstehende Organisation begründet:

1. Wenn die Entlassung eines Sträflings aus der Anstalt, der er übergeben worden war, bevorstand, wurde zuerst mir und von mir durch den betreffenden Superintendenten dem Geistlichen, in dessen Parochie der zu Entlassende gehörte, davon Kenntnis gegeben, damit für denselben ein passendes Arbeitsfeld ausfindig gemacht und so der Eintritt unter die nützlichen Glieder der Gesellschaft ihm möglich würde.
2. Über das Verhalten des Sträflings während seiner Haft wird ihm von dem Anstaltsgeistlichen bei seiner Entlassung ein Zeugnis mitgegeben, damit es für die weitere Behandlung desselben die nötigen Anhaltspunkte biete.
3. Von dem Parochus und seinen Gehülfen wird auf den zur Entlassung gekommenen Strafgefangenen seelsorgerisch eingewirkt und dabei seine äußere Lage wie seine geistige Verfassung fortgesetzt im Auge behalten.
4. Verläßt der Sträfling seinen bisherigen Wohnort und gründet er sich eine neue Heimat, so wird von seinem zeitherigen an seinen neuen Parochus über ihn ausführliche Benachrichtigung gegeben.
5. Am Schlusse jedes Jahres wird von jedem Geistlichen über die von ihm beaufsichtigten Strafgefangenen an den Superintendenten und von diesem an den obersten Leiter des Vereins Bericht erstattet, so lange

mit Sicherheit eine Besserung vorausgesetzt werden darf. Das Protektorat über den Verein hat Se. Königl. Hoheit der Großherzog zu übernehmen die Güte gehabt. Die Erfahrungen, die der Verein seit seiner Gründung im Jahre 1880 gemacht hat, sind überwiegend günstige gewesen.

Die nächste That helfender Fürsorge war einem ganzen Stande, dem Handwerkerstande, geweiht. Die Einsicht in die große, ernste, immer bedrohlicher sich gestaltende Notlage eines so wichtigen Standes, als der genannte ist, die Erkenntnis der mannigfachen verborgenen und offen daliegenden Gefahren, die das Wanderleben mit sich führt, die Gewißheit, daß so manche hier angenommene verderbliche Gewohnheiten, wie die Neigung zu Trunk und Müßiggang, so manche verkehrte Lebensanschauungen, die der dumpfe Ingrimme über die vermeintliche Ausichtslosigkeit der Arbeit und über den nur zu zweifellosen Erfolg des Kapitals, sowie der die Hoffnung so leicht verlierende Blick in die Zukunft erzeugt, daß sie zum guten Teil auf das schon in früher Jugend sich selbst überlassene und von dem heilsamen Einfluß der Familie losgelöste Leben der Gefellen, auf ihr fortfahrendes Zusammentreffen mit fahrendem Gesindel aller Art zurückzuführen seien, die nicht wegzuleugnende Erfahrung, daß in sehr vielen der vorhandenen Gefellenherbergen nicht nur das leibliche Wohlfühlen der Einkommenden vernachlässigt und gefährdet, sondern neben religiösem Stumpfsein auch die Sünde großgezogen und weiter verbreitet werde, die Überzeugung endlich, daß gegen diesen Feind nur die christliche Liebe mit Erfolg den Kampf beginnen und durch Begründung guter Herbergen die Macht des Herbergslebens aus einer Macht des Bösen in eine gewaltige Macht des Guten umwandeln könne, hat mich mit einer größeren Zahl Gleichgesinnter zusammengeführt, hat uns verbunden zu dem festen Entschluß, hier für das Handwerk eine Stätte des Segens zu errichten, hat den Leitern und Verwaltern einer der gemeinnützigsten Anstalten dieser Stadt es eingegeben, unter den zahllosen Bedürfnissen, die von ihnen Befriedigung begehren, gerade dieses Unternehmen mit dem kräftigsten Eingreifen, mit der großartigsten Hilfe zu fördern, so daß wir heute für das gelungene Werk mit tiefempfundener Dank zu Gott emporblicken mögen. Ja, opfere Gott Dank, aber bezahle auch dem Höchsten deine Gelübde, so tönt es in unser aller Herzen, die wir beim Beginn unsres Werkes zu

gegenseitiger Förderung die Hände uns gereicht und dabei die Stille unsrer Gefühle von frommen Gelübden haben beherrschen lassen. Dieses Haus soll eine Heimat werden für alle, die zur weiteren Ausbildung in ihrem Handwerk das Elternhaus verlassen und in die Fremde ziehen, soll ihnen zum Schutz gegen das Verlassensein mit seiner Bangigkeit, mit seinen Entbehrungen, mit seinen Gefahren und Versuchungen eine geordnete und wohlthuende Häuslichkeit, leibliche Pflege und den höheren Bedürfnissen des Geistes und des Gemüths heilsame Befriedigung bieten. Ein christlicher Geist soll dieses Haus durchwehen und in demselben die Herrschaft führen, der von unserm Herrn und Meister in Wort und That gepredigte und der Menschheit eingepflanzte Samaritergeist, der nicht nach Bekennnis und Abstammung derer fragt, die Einlaß begehren, sondern ihnen Hilfe gewährt werden kann, der Geist aber auch, der in allen, die hier eintreten, erlösungsbedürftige Genossen erblickt und darum mit guten Gedanken und Anregungen wie mit helfenden Schutzgeistern sie zu umgeben, mit dem Wesen aufrichtiger Frömmigkeit sie zu bewahren, heiligen Abscheu vor der Sünde in sie zu pflanzen und die Wankenden zu befehlen sucht von dem Irrtum ihres Weges.

Den 5. Juli 1886 wurde die von mir gegründete Nägde- bildungsanstalt (Paulinenstift) eröffnet und eingeweiht. Als drei Jahre früher die Herberge zur Heimat von uns eröffnet wurde, da durften wir uns sagen, daß mit der Errichtung derselben ein weithin empfundenes und verstandenes Bedürfnis zur Befriedigung gebracht werde, da durften wir die Überzeugung in uns tragen, daß, wenn redlicher Wille, feste Kraft und verständnisvolles Geschick sich in der Leitung der Anstalt vereinigten, das Unternehmen auch eine gedeihliche Entwicklung finden und einen befriedigenden Fortgang haben werde, wenn wir auch nicht entfernt den Erfolg voraussetzen konnten, der zu unsrer Freude die dort aufgewandten Mühen be- lohnt hat. Aber wir durften hier nicht stehen bleiben. Die Einsicht, daß bei dem Bemühen, an der Lösung der großen schweren Fragen der Gegenwart mitzuarbeiten und zu diesem Zweck die niederen Klassen immer mehr aus leiblicher und geistiger Hilflosigkeit zu erheben, das weibliche Geschlecht keine geringere Berücksichtigung nötig habe als das männliche, mußte in natürlichem Weiterschreiten

jetzt der Sorge für die weiblichen Diensthöten sich zuwenden um für diese durch größere Tüchtigkeit und Ausbildung den Grund zu einer besseren Zukunft zu legen, auch sie vor den mannigfaltigen Gefahren zu schützen suchen, denen sie in den Wechselln ihrer Stellung ausgesetzt sind. Aber der Gedanke, solche Ziele in einer besondern Anstalt zu verfolgen, wurde auch in den Reihen der Wohlmeinenden zunächst als ein befremdlicher vernommen und wenig Teilnahme ihm entgegengebracht, und erst allmählich gelang es durch eingehende Schilderung des Segens, den derartige Anstalten in vielen Städten unsres deutschen Vaterlandes schon jahrelang verbreiteten, in immer weiteren Kreisen die Überzeugung zu erwecken, daß doch auch Weimar für eine gleiche Einrichtung sich als ein empfänglicher Boden erweisen und ihrer Früchte ebenso bedürftig als würdig sein dürfte; klares Auge und warmes Herz an höchster Stelle ließen es an Aufmunterung in Wort und That nicht fehlen, und die Quelle, aus der bei Gründung der ersten Anstalt uns so reiche Mittel geflossen waren, that sich auch diesmal wieder zu dankenswerten Spenden auf, so daß wir getrost und die Erleichterung der noch auf uns lastenden Sorgen der Zukunft überlassend, das Werk zu beginnen und diesen schönen Bau zur Ausführung zu bringen imstande waren. Eine Reihe von Jahren ist bereits mit Fleiß darin gearbeitet worden, viel tüchtige Zöglinge, viel brauchbare Glieder unsrer Gemeinschaft sind schon daraus hervorgegangen, und ob auch nicht jedes Mühen an sein Ziel gelangt ist, ob auch noch manche Schwierigkeiten, manche hange Sorgen und Zweifel zu überwinden sind, wir verzagen nicht, wir fahren mutig fort in dem, was wir begonnen, weil wir aus dem Glend, das uns von allen Seiten umgiebt, nicht immer neue Vorwürfe auf uns eindringen lassen möchten, wir können nicht anders, wenn wir nicht den von Gott in uns geweckten Liebesdrang wieder in uns ersticken und verleugnen wollen.

In demselben Jahre, nur wenige Tage später, am 8. Juli 1886 nämlich, wurde von mir auch die von Ihrer Königl. Hoheit der Frau Großherzogin gegründete Krankenpflegerinnenanstalt (Sophienhaus) feierlich eingeweiht. Doch ist hier nur des Aktes der Einweihung Erwähnung zu thun, während die Anstalt selbst mit ihren großartigen Zwecken und ihren bis ins kleinste hinein als vollkommen zu bezeichnenden Einrichtungen ihre besondere Darstellung und Würdigung erhalten muß. Hier, wo von Arbeiten auf

dem Gebiet der innern Mission die Rede gewesen ist, mag zum Schluß nur noch des in derselben Zeit von mir gegründeten Aufsichtvereins gedacht sein, der, aus 20 Damen bestehend, unter meiner Leitung sämtliche Waisen und Pflegekinder hiesiger Stadt mit Sorgfalt beaufsichtigt, vor allen Fährlichkeiten sie zu behüten und ihr leibliches und geistiges Wohlsein nach Kräften wahrzunehmen sucht. Vergessen darf hier auch nicht werden, daß Se. Excellenz der Herr Staatsminister und Chef des Kultusdepartements Dr. Sticking, auf dessen Veranlassung ich nach Weimar berufen worden war, im Jahre 1886 auch die Feier seines goldnen Amts- und seines Ehejubiläums beging, und daß ich bei dem ersten Feste ihm die Glückwünsche der Landesgeistlichkeit zu überbringen ausersehen war, über das Ehejubiläum aber den Segen der Kirche wiederholt auszusprechen hatte. Der Jubilar machte mir bei dieser Gelegenheit ein Geschenk, was mich in hohem Grade erfreute. Ein in seinem Besitz befindliches Bild Herders, seines Großvaters, hatte er vom Photographen vervielfältigen lassen, und ein Exemplar, kostbar umrahmt, übergab er mir zum Andenken, nachdem er ihm die auszeichnende, über eine Anerkennung meines Wirkens allerdings weit hinausgehende Unterschrift gegeben:

Dem würdigen Nachfolger Herders im Amte,

dem treuen Arbeiter in seinem Geiste

der dankbare Enkel

Weimar, den 6. Dec. 1886.

G. Th. Sticking.

An die Schilderung der Wirksamkeit, die mir in Weimar, in der Stadt, sowie im Lande oblag, sehe ich mich noch veranlaßt, einen kurzen Bericht über die Thätigkeit anzuschließen, die ich im Namen und Auftrage Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs außerhalb unsres Landes geübt. Zu allem, was er da angeordnet, gab das warme Herz, was für die evangelische Kirche und für die Ausbreitung ihrer Segnungen in ihm schlug, stets den Antrieb, und was er da begann, dem weihte er unverdrossen und unbeirrt durch alle Schwierigkeiten Mittel und Kraft. Es fand das zunächst seine Bestätigung gegenüber der kleinen evangelischen Gemeinde in Lurenburg. Solange dieses noch deutsche Bundesfestung und von preussischer Garnison besetzt war, solange konnte die kleine Zahl evangelischer Bewohner der Stadt in der evangelischen Garnisonkirche

ihrer religiösen Bedürfnisse suchten. Als aber im Jahre 1867 die Bundesfestung aufgehoben und die Garnison nach Preußen zurückgezogen wurde, mußten die evangelischen Bewohner der Stadt selbst ihre religiösen Interessen wahrnehmen, und sie thaten dies unter der Leitung des Statthalters von Luxemburg, des Prinzen Heinrich der Niederlande, der, mit einer weimarischen Prinzessin verheiratet, schon in diesem Verhältnis einen Anlaß fand, die Unterstützung Weimars zu erbitten und von diesem sich mit einem Geistlichen für seine evangelische Gemeinde versorgen zu lassen. Beim Antritt meines Amtes in Weimar legte der Großherzog auch die Fürsorge für die evangelische Bevölkerung Luxemburgs in meine Hand und zu wiederholten Malen, besonders wenn ein neuer Geistlicher einzuführen war, oder wenn es galt, von dem Zustand des kirchlich-religiösen Lebens der Gemeinde wieder einmal eingehende Kenntnis zu gewinnen, oder wenn zwischen den einzelnen, die Gesamtgemeinde bildenden Ortsschaften Streitigkeiten ausgebrochen waren, deren Beilegung für eine gesunde und gedeihliche Weiterentwicklung des evangelischen Lebens dringend wünschenswert erschien, oder wenn es um die Ausführung des Plans sich handelte, neue kirchliche Anstalten zu gründen, neue segensverheißende Einrichtungen ins Dasein zu rufen, suchte ich durch meine Anwesenheit daselbst, wo es nötig war, Hülfe und Beistand zu leisten, den Mut zu beleben, die Kraft zur Ausdauer zu wecken, die Glaubensstreue zu befestigen und das Wachstum des Evangeliums im innern und äußern Leben zu fördern. Und keine Arbeit für diesen Zweck durfte sich als vergeblich erweisen; auch wenn „der alte böse Feind“ es an Anstrengungen nicht fehlen ließ, um das Emporstreben des evangelischen Geistes niederzuhalten, die Wahrheit behauptete immer aufs neue ihre siegreiche Kraft und erweiterte immer entschiedener das Gebiet ihrer Herrschaft, ob die Machthaber im Lande sich in sehr berechtigter Dankbarkeit den Wünschen unsres Großherzogs zu fügen suchten, oder ob sie der in ihrem Lande herrschenden Konfession die Alleinherrschaft zu bewahren als ihre Aufgabe und als Gebot der Klugheit ansahen. Alles nun, was von dem großherzoglich weimarischen Regentenhaufe für die evangelischen Gemeinden in Luxemburg geschehen war, mußte in diesen natürlich ein lebendiges Dankgefühl erwecken, und so oft ich immer in der Mitte derselben erschien, kam dieser Dank zu meiner großen Freude in der mannigfaltigsten Weise unverkennbar zum Ausdruck, und wohl

alle Glieder der Gemeinden beherrschte ausnahmslos der Wunsch, daß das Band zwischen Weimar und Luxemburg für alle Zeiten als ein unzerreißbares sich erweisen möchte. Dieser Wunsch schien seiner Verwirklichung entgegengeführt werden zu können, als nach dem Tode des Königs von Holland der Herzog von Nassau seine Regierung als Großherzog von Luxemburg antrat. Ich erhielt von meinem Fürsten bei dieser Veranlassung den Auftrag, in seinem Namen den neuen Regenten zu begrüßen und für die bisher bestandene kirchliche Verfassung seine Bestätigung nachzusuchen. Ich legte ihm, so gut ich es vermochte, die großen Vorteile dar, die für sein Land und für ihn mit der Aufrechterhaltung des zeitlichen Verhältnisses verbunden sein müßten, und er trug nicht das mindeste Bedenken, zur Weiterführung der Leitung und Versorgung der Gemeinden, die sich so lange Jahre hindurch trefflich bewährt habe, seine Zustimmung zu geben. In dem darauf folgenden Jahre sollte nun begonnen werden, die neu begründete kirchliche Ordnung mit der Verfassung des Landes in Einklang zu setzen, aber es machten sich Hindernisse geltend, deren Ursprung nicht bestimmt nachgewiesen, sondern nur geahnt werden kann. Ich wurde davon durch folgenden Brief des Großherzogs von Sachsen in Kenntnis gesetzt:

„Diese Zeilen, mein lieber Freund, begleiten den mir gestern hier zugegangenen Brief des Großherzogs von Luxemburg, wie den Entwurf meiner Antwort an diesen. Der Brief des Großherzogs setzt mich in eine eigentümliche Lage; die Verfassung seines Landes nötigt ihn, wie er sagt, das Protektorsverhältnis, welches zwischen Weimar und Luxemburg besteht, offiziell aufzulösen, aber er wünscht, daß unsre Hülfe im geheimen seinen evangelischen Gemeinden bleibe, desgleichen die Hülfe des Gustav Adolf-Vereins. Gegen die Gesetze Luxemburgs, gegen seine Verfassung kann und will ich nicht handeln. Erfordern diese wirklich das Aufheben des Protektors, so ist dieses zurückzuziehen. Die fernere Hülfe des Gustav Adolf-Vereins ist dessen Sache, die meinige ist es, meine fernere Hülfe zu versprechen oder nicht. Ich meine richtig zu handeln, in Bezug auf diesen Punkt nichts zu versprechen, und richte demgemäß meine Antwort ein. Der Großherzog kann seine evangelischen Geistlichen suchen, wo er will, also auch in meinen Landen, aber ich kann nicht versprechen, solche für die Gemeinden parat zu halten. Unter der Herrschaft der Dranier ließ dieselbe das hiesige

Protectorat zu, unter der jetzigen Regierung soll es nicht statthaft sein. Diese Veränderung muß also mit dem Thronwechsel zusammenhängen und, täusche ich mich nicht, dem Landesherrn wenigstens unbequem sein. Senden Sie mir, bitte, Brief wie Entwurf seinerzeit zurück und empfangen Sie meine besten Wünsche für Ihre Gesundheit und Wirksamkeit.

C. A.“

Hiernach blieb nun, wie tief auch die Notwendigkeit auf die bisherige Wirksamkeit für die Evangelisation des Landes Verzicht zu leisten zu beklagen war, doch nichts anderes übrig, als eine Verbindung, die im Dienste des Evangeliums und des Deutschtums über ein Vierteljahrhundert segensreich gewirkt, nun da die selbstlose Hingebung und gläubige Opferfreudigkeit ermattet war, der Ungunst der Verhältnisse preiszugeben, um so mehr, als gerade jetzt der Katholizismus auch in der unmittelbaren Umgebung des Thrones sich festzusetzen drohte. Die Fortschritte, die das Evangelium in Luxemburg gemacht hatte, die Opfer, die dafür aufgewandt worden waren, sie waren also — es bleibe unentschieden, ob Unverstand oder Eifersucht hieran die meiste Schuld getragen — als vergebliche zu bezeichnen; aber inzwischen hatte dasselbe im fernen Osten durch Weimars Mithilfe größeren und festeren Boden gewonnen.

Im Jahre 1884 trat in Weimar eine große Anzahl deutscher und schweizerischer Theologen zur Gründung eines Missionsvereins zusammen, dessen Aufgabe die Bekehrung heidnischer Kulturvölker zum Christentum sein sollte. Auf drei Länder, Japan, China und Indien, wurde gleichmäßig die erste Aufmerksamkeit hingelenkt, und mit gleicher Beredsamkeit entwickelten die für dieselben mitredenden Redner die Gründe, aus denen es sich empfiehlt, dem einen oder dem andern die nächste Fürsorge zuzuwenden. Der Großherzog war durch Unwohlsein abgehalten, den Verhandlungen und Vorträgen auf der Versammlung beizuwohnen; aber als ich ihm ein paar Tage darauf ausführlichen Bericht über dieselbe erstattete, äußerte er eine so warme Sympathie für den Zweck und die Grundsätze, die Aufgaben und Pläne des Vereins, daß nun vom Centralvorstand die Bitte um huldvolle Übernahme des Protectorats an ihn gerichtet werden durfte. Er entsprach dieser Bitte mit der Erklärung: „Durchdrungen von dem lebendigen Bewußtsein meiner Christenpflicht, auch das Meinige zur Verbreitung des lautern Evangeliums über alle Welt beizutragen, tief ergriffen von der Größe

des Gedankens, auch den heidnischen Kulturvölkern die im Christentum gegebene höchste Kultur zu bringen, in treuem Festhalten an der als Tradition meines Hauses mir heiligen Pflege der Religion wie aller idealen Güter, übernehme ich im festen Vertrauen auf den, der jedes in seinem Namen begonnene Werk auch mit seinem Schutz und Segen begleitet, hiermit das vom Vorstande des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins mir dargebotene Protectorat.“ Zugleich bezeichnete er es als seinen Wunsch, daß dasselbe auch bei seinen Nachkommen verbleibe, und als seinen festen Entschluß, die für ihn darin liegende heilige Pflicht der Förderung der Vereinszwecke mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln wahrzunehmen. In derselben Zeit oder im unmittelbaren Anschluß daran erschien der japanische, auch am Weimariischen Hofe accreditierte Gesandte, Graf Aoki, zu einer beim Großherzoge erbetenen Audienz in Dornburg. Nach langjährigem Aufenthalt in Deutschland, aus innerster Überzeugung Christ geworden, hegte er auch für sein Vaterland den lebhaften Wunsch der Christianisierung und richtete an den Großherzog die Bitte, daß er zur Ausfendung eines Verkündigers des Evangeliums nach Japan hülfsreiche Hand bieten wolle. Zugleich gab er so klare und eingehende Schilderungen von dem religiösen Leben seines Volks, daß aus seinen Auslassungen ein jeder das bessere Sehnen des japanischen Volks heraus hören und den Drang, hier Hilfe zu gewähren, in sich empfinden mußte. Daneben betonte er aber auch wieder das Verlangen der Japaner, das Christentum nicht bloß zu hören, sondern es auch an seinen Bekennern zu sehen in seiner heiligenden und beseligenden Kraft, um zur Annahme desselben sich hingezogen zu fühlen, sowie die ernste Besorgnis, daß, da in den beiden großen Städten Tokio und Yokohama leider nur zu viele evangelische Deutsche lebten, bei denen der Gewinn und der Genuß die Haupttriebfedern ihrer ganzen Thätigkeit wären, ihr beständiger Anblick die durch die tiefen Wahrheiten und den sittlichen Ernst der Lehren des Christentums geübte Anziehungskraft nur zu schnell wieder abschwächen und vernichten möchte. Er zog daraus den Schluß auf die unabweisliche Notwendigkeit, zuerst die evangelischen Deutschen zu einer Gemeinde zusammenzufassen, in der der Geist des Evangeliums wieder seine über alles Gemeine, über den Dienst der Sinnlichkeit erhebende, veredelnde und heiligende Kraft auszuüben begönne, damit durch die Sehnsucht nach solcher

Kraft auch die Heiden herbeigeloct würden zu dem himmlischen Quell der Christus-Religion. Wer hätte diesen Beweisführungen nicht willig Gehör geben, nicht als den ersten Schritt zur gesegneten Betreibung des Missionswerks in jenen Landen die Sendung eines Predigers und Seelforgers zu denen betrachten sollen, die fern von ihrer deutschen Heimat auch mehr und mehr von dem Einfluß ihrer Religion sich hatten entfremden lassen? Die Hoffnung, bald eine geeignete Kraft für solche Stellung zu gewinnen, wurde mit dem Beginn des neuen Jahres durch Erfüllung gekrönt. Pfarrer Spinner zu Dynhard in der Schweiz, in dem der Drang, als Christusbote zu den Heiden zu gehen, längst erwacht und immer mächtiger geworden war, hatte bei den ernstesten Glockenklängen, die das neue Jahr verkündeten, den letzten inneren Kampf bestanden und den unwiderruflichen Entschluß gefaßt, als erster Missionar unseres Vereins dem Rufe des Herrn zu folgen: „Gehet hin in alle Welt.“ Da aber jetzt von dem umsichtigen Gesandten Japans der Überzeugung Ausdruck gegeben wurde, ein deutscher Prediger würde willkommener heißen werden, als ein solcher aus der in Japan weniger bekannten Schweiz, und namentlich dürfte einem weimarischen Geistlichen, um der vielen Freundlichkeiten willen, die der Großherzog vielen hier studierenden Japanern erwiesen, dort eine recht freudige Aufnahme sicher sein, so wurde auf das Ersuchen des Centralvorstands Spinner in den weimarischen Kirchendienst aufgenommen und die zu seiner nötigen Besoldung noch fehlende Summe von 3000 Mark von unserm Großherzoge gewährleistet. Endlich wurde die nunmehr vollendete Thatsache dem deutschen Reichskanzler, Fürst Bismarck, gemeldet und die Bitte an ihn gerichtet, den Pfarrer Spinner und sein Werk unter den besonderen Schutz der deutschen Gesandtschaft in Japan zu stellen. Der Fürst hat dieser Bitte in sehr freundlicher und zuvorkommender Weise entsprochen, für den Pfarrer Spinner nur die wohlgemeinte und wohlbegründete Mahnung angeschlossen, sich der möglicherweise an ihn herantretenden Versuchung zur Einmischung in politische Verhältnisse zu entziehen, dem Großherzoge auch eine höchst interessante Denkschrift der Gesandtschaft über die religiösen Zustände Japans zur Verfügung gestellt. Im Februar 1885 war Pfarrer Spinner 8 Tage in Weimar, um dem Protektor des Vereins sich vorzustellen und in alle Beziehungen einzutreten, die sich aus seiner nunmehrigen dienst-

lichen Stellung ergeben, da er mit der in Japan zu bildenden deutsch-evangelischen Gemeinde dem weimarischen Kirchenregiment unterstellt werden sollte. An höchster Stelle, wie überall, wo man ihn kennen lernte, war das Urtheil über ihn dasselbe; tiefe Religiosität und dabei ein klares unbefangenes Urtheil, warme Begeisterung für sein Werk und dabei eine demütige Betrachtung seiner Begabung sind die Eigenschaften, die unverkennbar aus seinem Wesen uns entgegentraten, und in denen wir eine Bürgschaft dafür finden zu dürfen meinten, daß er der rechte Mann für seinen hohen Auftrag sein werde. Gleich nach Ostern verließ er Mutter und Geschwister und seine treu ihm anhängende Gemeinde, lebte von da bis in die Mitte des Juli in England, um der für ihn unentbehrlichen Kenntniß der englischen Sprache sich in noch höherem Maße zu bemächtigen, reiste den 17. Juli in Liverpool ab über Amerika und traf den 8. September in Yokohama, zwei Tage darauf in Tokio ein, wo er nach einem am 23. Oktober an den Protektor gelangten Telegramm die deutsche evangelische Gemeinde konstituierte. Mit großem Geschick und Verständnis, sowie mit liebevoller Hingabe an den erwählten Beruf entwarf er den Plan für sein großes und umfassendes Werk, und seine Gehülfen und Nachfolger übernahmen willig und tren die Arbeiten, mit denen das von ihm Begonnene weiter fortgesetzt werden mußte. Zwischen Weimar und Japan fand nun selbstverständlich ein ununterbrochener Verkehr statt, den in allen seinen Beziehungen zu vermitteln mir oblag, und der mir eine vielseitige und immerwährende Korrespondenz zur Pflicht machte. Noch ehe die Zeit abgelaufen war, für welche sich Spinner zum Missionsdienste in Japan verpflichtet hatte, ehe er also nach Deutschland zurückkehrte und dort ein geistliches Amt übernahm, für welches er berufen worden war, wurde von ihm noch die Anregung zum Bau einer deutsch-evangelischen Kirche in Tokio gegeben. Auch diesem Unternehmen widmete der Großherzog die innigste und aufrichtigste Teilnahme; er sprach sie in einem Briefe in folgender Weise aus: „In der Angelegenheit des Kirchenbaues zu Tokio erwarte ich Ihre bestimmten Vorschläge, wie ich zu verfahren habe. Ich meine, daß ich im Augenblick nicht besser zu wirken habe, als indem ich Ihnen den Auftrag gebe, in meinem Namen dem evangelisch-protestantischen Missionsverein zu erklären: 1. der Bau einer Kirche sei für die evangelischen Gemeinden in

Tokio und Yokohama eine absolute Notwendigkeit; 2. dieselben hierbei zu unterstützen, sei daher ebenso Christen- als politische Pflicht (den nicht evangelischen Missionen gegenüber); 3. es müßte deshalb zur Sammlung von Geldern geschritten werden. Ich erwarte von Ihnen zu erfahren, mit welcher Summe ich zu zeichnen habe. Wenn Sie den Kirchenrat in diese Sache hineinzuziehen für nötig halten, so rate ich, auf das Bestimmteste zu erklären: Sie handelten hierin nach meinem bestimmten Willen und in meinem persönlichen ausdrücklichen Auftrag. Es versteht sich von selbst, daß die An- gelegenheit zuerst dem evangelischen Missionsverein mitzuteilen ist.“ Durch namhafte Beiträge von deutschen evangelischen Fürsten, unter denen der deutsche Kaiser mit 10 000 Mark und der Großherzog von Sachsen mit 2000 Mark an der Spitze standen, von deutschen Kirchenregierungen, von den Fabrikanten, die mit Japan in geschäftlicher Verbindung standen, und durch eine im Großherzogtum gesammelte Baukollekte wurden die recht erheblichen Baukosten aufgebracht, durch tüchtige Bauleute der Bau ausgeführt und im vergangenen Frühjahr durch feierliche Weihe dem Gebrauch übergeben. Möge nun das neue Gotteshaus dem kirchlichen Leben Nahrung und Stütze bringen, daß es von der darin sich sammelnden Gemeinde bald mit immer größerem Rechte heißen könne: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen.“

An unseren Missionsverein schloß sich bald nach seiner Begründung der privatim mit großem Eifer in China Mission betreibende Dr. Faber an; doch war seine Thätigkeit eine mehr wissenschaftliche, auf das Studium der chinesischen Sprache und auf die Übersetzung der Bibel ins Chinesische hingerichtet, aber dadurch in ganz ausgezeichnete Weise die Missionsarbeit vorbereitend und fördernd. Nur kurze Zeit verging, so kam auch diese in Fluß, und wie in Japan durch Gründung einer deutsch-evangelischen Gemeinde. Die evangelischen Deutschen in Shanghai nämlich hatten das Verlangen, einen Lehrer für ihre Kinder zu gewinnen, und wandten sich um Mithilfe dazu an unsere Missionsvereine. Eine geeignete Persönlichkeit bot sich dazu dar in dem Licentiaten Stockmann in Hannover, der nur, um alle noch später von ihm zu erwartenden Dienste übernehmen zu können, der Ordination bedurfte. Er hatte aus nahe liegenden Gründen den Wunsch, dieselbe in Weimar zu empfangen, und im Auftrage des Großherzogs wurde sie ihm von

mir erteilt. Ich erhielt von diesem im Februar 1895 folgenden Brief: „Lassen Sie mich auf das Lebhafteste für Ihre Zuschrift und die hochbedeutende Zulage danken, die ich soeben gelesen habe. Lebhaft ist vor allem mein Dank gegen Gott, der uns nunmehr zu neuer Thätigkeit für sein heiliges Wort — diesmal nach China ruft. Und Ihnen danke ich persönlich dabei, denn ohne Ihre Thätigkeit und Wirksamkeit wären wir weder in Japan noch in China zu einer von beiden gekommen. Was die Folgen des jetzigen Krieges für Japan zunächst betrifft, bin ich fest überzeugt, daß sie die Bevölkerung allmählich zum Christentum führen werden; zunächst um ferneren Vorteil zu ziehen und also denjenigen Nationen es nachzumachen, die von ihrer Bildung großen Nutzen genießen. Diese aber sind nur christliche. So wird der zu erhoffende Vorteil die Bevölkerung zum Christentum führen. Der Umstand, daß der Mikado jetzt dem deutschen Kaiser die Kette zu dem Chrysanthemum gesendet hat, und zwar mit einem neuen Dekret, in welchem steht, er thue es, weil Japan dem deutschen Einfluß seine Kriegserfolge verdanke, ist eine Einzelheit, die jetzt von Bedeutung ist. In China wird der Kampf der Bildung ein schwererer werden als in Japan; allein auch dort wird schließlich die Wahrheit siegen. Gottes Segen über unsere Thätigkeit in seinem Dienst. Dies wünscht von Herzen Ihr Ihnen stets dankbarer C. A.“

Dieser, dem Missionswerk in China angewünschte göttliche Segen blieb nicht aus; der Fleiß und die Treue, womit in Schule und Kirche von Anfang an gearbeitet wurde, trug immer reichere Früchte, die mit Sorgfalt gegründeten Bildungsstätten wuchsen in der erfreulichsten Weise und geben zu immer schöneren Hoffnungen auf die Zukunft Anlaß; auch ist Stockmann gewillt, fünf weitere Jahre in Shanghai zu verbleiben, und muß die Gemeinde sich dann nur anheischig machen, einen Gehalt für ihn aufzubringen, der ihm einmal seine Verheiratung ermöglicht. Um aber nicht gänzlich aus seiner akademischen Thätigkeit scheiden zu müssen, stellt er die Bedingung, daß ihm zu einer wissenschaftlichen Reise ein zweijähriger Urlaub gewährt werde. Was bereits gelungen, gibt ja der Hoffnung Raum, daß auch in China die Mission immer lebhaftere Fortschritte machen werde.

Noch lag ja auf dem Felde, das mir zur Bestellung einst übergeben worden, der Arbeit sehr viel vor mir, und niemals konnte

es mir auch nur von ferne in den Sinn kommen, daß ich in irgend einer Beziehung genug gethan, und daß ich mit ruhigem Bewußtsein die Hand vom Pfluge zurückziehen dürfe; im Gegenteil waren es noch viele und große Aufgaben, deren Lösung ich als dringendes Bedürfnis erkennen mußte, und auf welche Zeit und Kraft zu verwenden mein inniges Verlangen war. Aber in der immer klareren und entschiedeneren Erkenntnis, daß meine Befähigung für die Forderungen meines Amtes immer weniger genüge, und daß von mir einer tüchtigeren Kraft Raum zu geben sei, hielt ich es für immer ernstere Pflicht, meinen Landesherrn um meine Entlassung zu bitten, damit mein Platz für eine in reichem Segen wirkende Kraft frei würde. Zum 2. Januar 1896 empfing der Vorsitzende des Kirchenrats von Sr. K. H. dem Großherzoge den Befehl, mich aus meinen bisherigen Ämtern zu entlassen. Er that dies mit folgender Ansprache:

„Zum letztenmal hat der verstärkte Kirchenrat heute die Ehre gehabt, Sie, hochverehrter Herr Generalsuperintendent, als Kollegen in seiner Mitte zu sehen. Wenn wir auch die Gründe anerkennen müssen, welche Sie leider veranlaßt haben, Ihrer amtlichen Wirksamkeit zu entsagen, — seien Sie überzeugt, daß wir den Verlust tief empfinden, welchen nicht bloß wir, die Ihnen dienstlich nahestehenden Beamten, sondern die ganze Landeskirche mit Ihrem Scheiden erleidet. — Was Sie in der langen Zeit Ihrer gesegneten Wirksamkeit der Landeskirche gewesen sind, wie kraftvoll Sie deren Interessen gewahrt und gefördert haben, welche feste Stütze, aber auch wo es not that, welcher ernst mahnende Freund Sie den Geistlichen des Landes gewesen sind, — als einen wie liebenswürdigen Kollegen wir Sie zu schätzen gehabt haben, das alles wird bei uns unvergessen bleiben. — Seine Königl. Hoheit der Großherzog, welcher Ihren Rücktritt ja nicht minder tief empfindet, haben, geleitet von dem Wunsche, Ihnen auch ein äußeres Zeichen Höchster Anerkennung und Wertschätzung zu geben, die gnädigste Entschließung gefaßt, Ihnen den Rang und Titel eines „Geheimen Rats“ zu verleihen. Seine Königl. Hoheit haben mir befohlen, Ihnen ausdrücklich zu sagen, daß die Worte des Dekrets, in Anerkennung der ausgezeichneten Wirksamkeit den Empfindungen entsprachen, welche Höchstdieselben für Sie hegen, und Höchsthre Gefühle bei Ihrem Abschied am richtigsten zum Ausdruck bringen.

Ich übergebe Ihnen hiermit das Dekret, und indem ich Ihnen im Namen des hier versammelten Kollegiums zu dieser hohen Auszeichnung von ganzem Herzen Glück wünsche, füge ich die Bitte hinzu, — wenn auch im eigentlichen Amte nicht mehr thätig, erhalten Sie der Landeskirche und unsrer Thätigkeit Ihr Interesse und behalten Sie uns ein freundliches Andenken, wie wir Ihnen stets eine dankbare Erinnerung bewahren werden.“

Wenige Tage vor dieser meiner Entlassung im Kirchenrat hatte ich in der letzten von mir redigierten Nummer des Kirchen- und Schulblattes mit folgenden Worten von der Landeskirche Abschied genommen:

„Nachdem ich das Amt, welches mir im Jahre 1872 hier in Weimar anvertraut worden, über 23 Jahre, das Amt eines evangelischen Geistlichen überhaupt aber nahezu 50 Jahre verwaltet habe, ist nun der Zeitpunkt herbeigekommen, wo ich es als unabweisliche Pflicht erachten muß, jenes Amt niederzulegen, da ich bei der fortwährenden Abnahme meiner Kräfte nicht mehr leisten kann, was in demselben gefordert werden muß. Auf mein wiederholtes dringendes Bitten hat nun Seine Königl. Hoheit der Großherzog gnädigst genehmigt, daß ich aus der bisher innegehabten Stellung mit dem Beginn des neuen Jahres ausscheide, um sie einer jüngeren, leistungsfähigeren Kraft zu überlassen. Indem ich aber diesen Schritt zu thun mich anschicke, drängt es mich noch ein herzliches Abschiedswort an alle die zu richten, mit denen mich das Band der Arbeit an einer gemeinsamen Sache, an dem Wohl und Gedeihen unsrer evangelischen Landeskirche vereinigt hat. Daß mir die Verfassung und das Leben derselben, sowie die äußere Lage und die innere Tüchtigkeit ihrer Diener wahrhaft am Herzen gelegen, daß ich für die Hebung unseres Standes auch meine Kraft einzusetzen bereit gewesen bin, das wird mir, wie ich hoffe, jeder von meinen Mitarbeitern gern bezeugen. Aber ob wohl auch manches besser geworden sein mag, unzweifelhaft bleibt noch sehr viel zu thun übrig, und dazu, daß auf allen Gebieten ein recht erfreulicher Fortschritt sichtbar werde, kann der Scheidende denen, die in der Arbeit bleiben, nur Gottes reichen Segen wünschen. So möge denn unter dem Gnadenbeistande des Höchsten jede Kraft, die er zum Dienste seiner Kirche berufen hat, eines beständigen Wachstums sich erfreuen, möge der Leitung der Kirche nie die Weisheit und Gerechtigkeit

ermangeln, der freudiges Vertrauen entgegenkommt und willig Folge leistet; mögen die hohen Aufgaben der Kirche und des Predigtamts zu ihrer immer erfolgreicherer Lösung auch von den einflussreichen Stellen in Staat und Gemeinde die Förderung und Unterstützung erfahren, die sie bedürfen; möge über die Verschiedenheit der Meinungen sich das gemeinschaftliche Ringen nach den hohen Zielen erheben, die die Kirche sich vorgezeichnet sieht im ewigen Gottesreich; möge alles eitle, niedrige, unwürdige, weltliche Streben, möge aber auch alle irdische Not und Sorge immer mehr aus den Pfarrhäusern entschwinden, und immer mehr Friede und Freude im heiligen Geiste darin regieren.“

Am 23. Dezember 1895 verabschiedete ich mich in feierlicher Sitzung von den Kirchengemeindevorständen, da mein Gesundheitszustand mir nicht erlaubte, eine Abschiedspredigt zu halten. Ich sprach zuerst meinen Dank aus für das Geschenk, das mir im Laufe des Tages im Namen beider Kirchengemeinden überreicht worden war (ein silberner, innen vergoldeter Tafelaufsatz mit prächtigem Blumenschmuck), und wandte mich dann zu einem Rückblick auf die 23 Jahre meiner Thätigkeit als Oberpfarrer der Gemeinde, aus deren Geschichte in dieser Zeit ich die Änderung der Konfirmationsordnung 1873, die erstmalige Aufstellung eines Voranschlags für die Kirchkasse 1874, die Heizbarmachung der Kirche 1875, die Einführung der Kindergottesdienste 1878, die Herstellung der Gasbeleuchtung und Einrichtung von Abendgottesdiensten 1880, den Ankauf des Südeschen Hauses 1890, die Einrichtung der Seelsorgebezirke 1891 als Zeichen einer fortschreitenden Entwicklung des kirchlichen Lebens und dankenswerte Beweise treuer Mitarbeit bei der Leitung der Gemeinde hervorhob.

Aus dem Kreise der weltlichen Mitglieder des Kirchenvorstandes richtete hierauf Herr Oberbürgermeister Geh. Regierungsrat Pabst eine längere Ansprache an den Scheidenden. Er gedachte seiner bedeutenden Wirksamkeit als Kanzelredner, seines entschiedenen Eintretens für eine freiere Auffassung des evangelischen Glaubens und für Freiheit der Wissenschaft, wodurch er altweimarische Traditionen habe aufrecht erhalten helfen, ferner seines Talentes auf dem Gebiete der Verwaltung, seiner Treue für die Stadtkirchengemeinde, deren Rechte er nach allen Richtungen hin mannhaft zu wahren gewußt, und erinnerte endlich an die Werke D. Hesses auf dem Gebiete der

inneren Mission: Verein zur Hebung des sittlich-religiösen Volkslebens 1878, Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge, neu begründet 1880, Herberge zur Heimat 1883, Mägdebildungsanstalt „Paulinenstift“ 1886, Aufsichtsverein für Pflege- und Waisenkinder. Das seien Zeugnisse einer vielseitigen, gemeinnützigen Thätigkeit, die Stadt Weimar werde den Mann, der so geistvoll und praktisch in ihr fast ein Menschenalter hindurch gewirkt, stets als einen ihrer tüchtigsten Bürger ehren.

Zum Schluß sprach Archidiaconus Jacobi aus dem Kreise der Geistlichen. Er gedachte zuerst, daß D. Hesse, seit 14. August 1846 im Amte, nahe an seinem 50jährigen Amtsjubiläum stehe, er erinnerte daran, daß derselbe am 21. Juli 1872 hier eingeführt, als ein Fremder zu uns gekommen sei, wie man aber bald gemerkt, daß in ihm an die Spitze unsrer Gemeinde und der Landesgeistlichkeit eine kraftvolle Persönlichkeit getreten war, ein Theologe mit freiem, weitem Blick, von fester Überzeugung, von eigenartiger Beredsamkeit. Dies bezeugt noch jetzt die 1889 im Druck erschienene Sammlung von Predigten und Festreden. Dieselben lassen den Pulschlag einer ernststen Liebe zum Vaterland und heiligen Begeisterung für das Reich Gottes spüren und zeigen des Redners innige Beziehungen zu unsrem Fürstenhaus und seine Teilnahme an allen hervorragenden Ereignissen in unsrer Stadt. Der Gustav Adolf-Verein hat an ihm einen bewährten Leiter gefunden, für den allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein ist er einer der bedeutendsten Mitbegründer geworden. Als Seelsorger hat D. Hesse mit der Gemeinde, namentlich durch seinen Konfirmandenunterricht, Fühlung gewonnen, da er 9 Jahre hindurch sämtliche Konfirmanden (jährlich 300—400) unterrichtet hat, eine staunenswerte Leistung. — Wir Geistlichen endlich haben an ihm einen Vorgesetzten gehabt, der nicht nur um seines Amtes willen Autorität genöth, sondern zu dem wir mit freudiger Ehrerbietung aufschauen konnten, der fern von Bureaukratismus und Härte, aber reich an Wohlwollen einen jeden in seiner Art zur Geltung kommen ließ und dabei doch die Leitung in fester Hand behielt.

Beide Redner waren auf Grund ihrer Ausführungen mit dem gesamten Kirchengemeindevorstand einig in ihrem Dank und ihren Wünschen: Gott dem Herrn sei Dank, der den ersten Geistlichen unsrer Stadt in seiner Wirksamkeit reich gesegnet, herzlichster Dank

ihm selbst für seine andauernde, hochbedeutsame, treue Thätigkeit; möge ihm nach langer Lebensarbeit ein friedlich langer Lebensabend in unsrer Stadt vergönnt sein; Gott sei mit ihm und seinem Hause!

Noch einer Abschiedsfeier habe ich hier Erwähnung zu thun, der von der evangelischen Landesgeistlichkeit. Am 3. Januar 1896 um die Mittagsstunde empfing ich nämlich, umgeben von den Meinigen, eine Abordnung der Geistlichen des Landes, bestehend aus den Superintendenten D. Braasch aus Jena, Humnius aus Creuzburg, Spieß aus Großröstedt, sowie den Pfarrern Anhalt aus Tiefenort, Nagel aus Cosspoda, Pegold aus Teutleben und Archidiaconus Jacobi aus Weimar, welche durch freie Vereinbarung beauftragt waren, den Oberhirten bei seinem Scheiden zu begrüßen.

Herr Superintendent Spieß ergriff zunächst das Wort zu folgender Ansprache:

„Hochwürdiger Herr Generalsuperintendent,
hochverehrter Herr Geh. Rat!

Im Namen der gesamten Landesgeistlichkeit nahen wir Ihnen in dieser Stunde, um auch unsrerseits den bedeutamen Schritt, den Sie jetzt von gesegneter Wirksamkeit zu ehrenvoller Ruhe gethan haben, mit der Empfindung und dem Ausdruck warmer und dankbarer Gesinnung zu begleiten. Fast volle 50 Jahre hat Ihnen Gottes Gnade in seinem Dienste beschieden, und nahezu die Hälfte dieser Zeit gehört unsrer Landeskirche und uns. Wie viel Hochwichtiges und Großes in den Jahren liegt, in welchen Sie der Unsrer gewesen sind, und wie Sie ratend und wirkend, leitend und weisend, klärend und einigend auf den verschiedensten Gebieten des kirchlichen Wesens mit aller Hingabe und im Segen gearbeitet haben, das auszusprechen und ganz zu würdigen überlassen wir billig berufenerem Munde. Doch auch wir dürfen sagen, daß wir es mit erfahren und empfunden haben, wie der Herr an Ihnen sein altes Wort neu erfüllt hat; ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein. Was wir aber besonders heute zu betonen haben, das sind die persönlichen Beziehungen zwischen Ihnen und der Landesgeistlichkeit. Als Sie vor mehr denn 23 Jahren hier die neue Heimath und den neuen Wirkungskreis fanden, da traten Sie unter Unbekannte. Aber wie sind Sie denen, die unter Ihnen und mit Ihnen wirken sollten, nah und immer näher getreten, den jungen Männern, die Sie geweiht

und angeleitet haben zum heiligen Berufe, den älteren Geistlichen, auf deren Leben und Wirken, Sorgen und Kämpfen Sie mit teilnehmendem Herzen geblickt, den Pfarrhäusern, deren Segen und Last Sie verstanden, den Diöcesen, denen Sie mit gerechtem Urtheil und fruchtbarer Anregung gedient haben. Heute lassen Sie uns bekennen: Sie sind der Unsrer geworden und gewesen, und Sie werden es bleiben. Das äußere Band löst sich; das innere der Gemeinschaft des Geistes und Herzens kann und soll sich nicht lockern. „Die Treue ist das strenge, unverbrüchliche Festhalten an dem, womit man sich verbunden, sei's eine Person oder eine Pflicht: so haben Sie in Ihrem ersten Worte dort drüben in der ehrwürdigen Mutterkirche unsres Landes zur Gemeinde gesprochen, so das Ziel all Ihres Wollens und Wirkens bezeichnet. Heute nehmen wir dies Wort auf als ein erfülltes; von Herzen sprechen wir: Sie haben Treue bewiesen allenthalben; Sie haben unverbrüchlich festgehalten auch an den Dienern der Kirche, mit der Sie sich damals verbunden haben; Sie sind in Liebe und Güte ihr Freund, in Milde und Wohlwollen ihr Leiter, in Kraft, Eifer und Ausdauer ihr Vorbild gewesen. Dank Ihnen dafür heute und künftig! Der Segen der Treue, die wir üben, ist die Treue, die wir erfahren von Gott und Menschen. So nehmen Sie denn jetzt von uns und allen, in deren Namen wir sprechen, eine Verheißung, diejenige treuer, bleibender Dankbarkeit und Verehrung und einen tiefempfundenen Wunsch: der treue Gott sei und bleibe führend und helfend mit Ihnen allezeit!“

Hierauf verlas Herr Superintendent D. Braasch nachstehende Adresse, die vom Lithograph Müller in Jena kunstvoll gezeichnet und in grünen Sammet gebunden war:

„Ihrem durch seine warme Liebe und lautere Herzensgüte, seine männliche Kraft und unentwegte Pflichttreue vorbildlichen bisherigen geistlichen Führer Herrn Generalsuperintendenten Geheimen Rat Dr. theol. Bernhard Hesse spricht die Landesgeistlichkeit bei seinem Scheiden aus dem Amte für seine langjährige und vielseitige, reichgesegnete Thätigkeit im Dienste der Landeskirche wie für seine gerechte und wohlwollende Leitung der ihm unterstellten Geistlichen einmütig ihre innigste Dankbarkeit aus und erfleht für ihn von Gott nach dem schönen Tagewerk einen freundlichen Lebensabend. Treues

Gedenken gelobend, bittet sie ihren scheidenden Oberhirten als Zeichen ihrer Gesinnung annehmen zu wollen, was sie für Vermehrung der Hesse-Stiftung hierdurch in seine Hand legt.

Weimar, den 3. Januar 1896.

Im Auftrage der Landesgeistlichkeit.“

(Folgen die Unterschriften der Abgeordneten.)

Ich hatte nämlich zu meinem 70. Geburtstage ein Kapital von 4000 Mk. zu einer Stiftung für hilfsbedürftige Geistliche geschenkt und damit auf die Landesgeistlichkeit einen tiefen Eindruck gemacht. Sie glaubte deshalb ihren scheidenden Führer nicht besser ehren zu können, als indem sie auf seine Absicht eingehend eine Vermehrung der Hesse-Stiftung ins Werk setzte. Die Sammlung ist noch nicht ganz abgeschlossen, D. Braasch konnte die Summe von 1200 Mk. übergeben. Meine Antwort war folgende Ansprache:

„Meine Herren! Als ich nach manchem schweren innern Kampfe zu dem Entschlusse mich durchgerungen hatte, mein vielverzweigtes Amt, da meine schwachgewordenen Kräfte ihm nicht mehr gewachsen seien, niederzulegen und seine Weiterführung rüstigeren Händen zu überlassen, empfand ich es sofort als ein unabweisliches Bedürfnis, vor allem der Landesgeistlichkeit, der der größte Teil meiner Mühen und Sorgen gewidmet gewesen war, ein herzliches Wort zum Abschied zuzurufen. Ich konnte damals noch nicht ahnen, daß mir von Ihnen selbst noch Gelegenheit geboten werden würde, wenn nicht mit allen Gliedern, so doch mit den Vertretern der genannten Körperschaft einen Scheidegruß zu wechseln, obwohl ich Ihnen nicht zutraute, daß Sie das zwischen uns geknüpfte Band mit Leichtigkeit ohne alle Umstände zu lösen imstande sein würden. Wenn ich aber von dem, was Sie beabsichtigten, und was Sie heute zur Ausführung gebracht haben, natürlich keine Kenntnis haben konnte, so mußte ich doch meinem eigenen Bedürfnis Rechnung zu tragen suchen, und ich that es, indem ich die letzte von mir redigierte Nummer des Kirchen- und Schulblattes mit einem Lebewohl an die evangelische Landesgeistlichkeit beschloß. Heute aber lassen Sie mich im Verein mit Ihnen einen Rückblick auf die Zeit werfen, die ich in Ihrer Mitte verlebt habe. Als ich vor nahezu 24 Jahren mein Amt hier selbst antrat, da sah ich mir alsbald eine Menge großer Aufgaben zur Bearbeitung vorgehalten, und um so schwerer erschienen sie mir, je mehr ich

mich auf dem mir überwiesenen Arbeitsgebiet heimlich machte. Die Zahl der Theologie Studierenden hatte erheblich abgenommen; nur zu berechtigt war die Klage: ‚Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter‘; viele geistliche Stellen im Lande mußten infolgedessen unbesezt bleiben; um nur notdürftig Rat zu schaffen, blieb nichts übrig, als auch zu schwächeren, mangelhaft ausgebildeten Kräften zu greifen, was auf die Tüchtigkeit, namentlich der jüngeren Geistlichen, natürlich einen wenig günstigen Einfluß ausübte. Neue Forderungen, bis dahin nur zu wenig beachtet, aber unter den ernstesten, bedenklichen und bedrohlichen Erscheinungen der Zeit zu immer gebieterischerer Macht herangewachsen, riefen die Geistlichen zu neuer Thätigkeit, zu ungewohnten Anstrengungen auf; das weite Feld der inneren Mission mußte mit Gewissenhaftigkeit und Eifer in Angriff genommen werden; die Armen, die Kranken, das heranwachsende Geschlecht, die Verwahrlosten, die straffällig Gewordenen ließen immer dringender ihren Hülfesruf ertönen, der unmöglich noch länger ungehört verhallen durfte. Unsere Kirchenverfassung verlangte einen weisen Ausbau und eine zeitgemäße Fortentwicklung, die Mittel zu einer würdigeren und erbaulicheren Ausgestaltung unserer Gottesdienste, erforderten Erneuerung und Verbesserung. Die äußere Lage der Geistlichen konnte kaum noch länger eine thatkräftige Fürsorge entbehren; in sehr vielen Pfarrhäusern wirkten Sorge und Not lähmend auf die Entfaltung der geistigen Kräfte, auf die Bewertung derselben zum Heil der Gemeinden ein; nach langer, erschöpfender Berufsarbeit eröffnete sich die trübe Aussicht auf einen ungenügenden nur allzudürftigen Ruhegehalt, auf ein kümmerliches Leben der hinterlassenen Witwen und Waisen. Man hätte ja kein Herz haben dürfen, wenn alle diese Aufgaben nicht fast Tag und Nacht die Gedanken in Anspruch genommen hätten. Ich sehe davon ab, hier die Thaten aufzählen zu wollen, die auf den verschiedenen Arbeitsfeldern vollbracht worden sind; haben Sie doch alles selbst mit erlebt, haben Sie doch nach dem Maße der Ihnen gewordenen Kraft und Gelegenheit zu den fleißigen Mitarbeitern gehört. Heute aber sind Sie hier erschienen, um mit dem, was Sie hier thun, einem scheidenden Genossen für sein Wirken gleichsam ein Zeugnis auszustellen. Der Inhalt desselben kann, wenn mich beim Lesen nicht eitle Verblendung leitet, unmöglich lauten: ‚Er hat seine Aufgabe gelöst und in seiner Stellung Großes geleistet‘, sondern höchstens:

„Er hat es redlich mit den Pflichten seines Berufs gemeint und sich mit Ernst bemüht, seinen Aufgaben zu genügen.“ Wenn aber solches Zeugnis die rechte Deutung Ihres heutigen Abschiedsbefuches ist, und wenn Sie mir damit zugleich ein freundliches Andenken zusichern, so fühle ich mich von herzlichem Dank beseelt und nehme solches Zeugnis als einen friedenspendenden Begleiter mit in die mir nun gewährte Ruhe hinüber. Herzinnigen Dank also und ein treugemeintes Lebewohl Ihnen und Ihren Auftraggebern; im Geiste bleibe ich, so lange ich lebe, in Ihrer Mitte, und wo ich nach dem Einfluß, der mir noch vergönnt ist, eine Hilfe zu leisten vermag, so soll sie Ihnen wahrlich nimmer fehlen. Leben Sie wohl.“

Tief bewegt reichte ich jedem der Abgeordneten die Hand und sprach mit dem herzlichsten Dank für die meinem Namen zugedachte Ehrung den ernstesten Wunsch aus, daß die Geistlichkeit nach wie vor zur Ehre Gottes und seines Reiches alle ihre Kräfte einzusetzen bestrebt sein möge. Es war ein ergreifender Augenblick, der wohl allen Teilnehmenden im Gedächtnis bleiben mußte; ein inniges Band wurde gelöst, und aufrichtiger Schmerz darüber ging mit den Getrennten hinaus auf ihre weiteren Wege.

Der 14. August des neubegonnenen Jahres hätte nun als die 50. Wiederkehr meines Ordinationstages mir die Feier meines goldenen Amtsjubiläums gebracht, wenn ich nicht zu Beginn des Jahres schon mein Amt niedergelegt und damit den Wegfall der gedachten Jubelfeier als selbstverständlich bezeichnet hätte. Aber mein gnädigster Fürst und Herr wollte mir auch hier wieder wie so oft im Leben mehr gewähren, als worauf mir nur ein geringer Anspruch zuzukommen schien; er faßte die gnädigste Entschließung, aus Anlaß des 50. Jahrestages meines Eintritts in den Kirchendienst mich zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Ehrenprädikat „Exzellenz“ zu ernennen. Es war dies eine Auszeichnung, die ich weder verdient zu haben mir einbilden konnte, noch unter meine Erwartungen und Hoffnungen aufgenommen hatte, und wurde damit noch einmal bestätigt, was ich als Bekenntnis über mein ganzes Leben zu setzen mich gedrungen fühlte: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast.“

Dr. Bernhard Hesse

15.3.1818 (Reinswalde) – 1.10.1898 (Weimar)

Oberhofprediger in Weimar an der Herderkirche
Wirklicher Geheimer Rat

Bernhard Hesse war Vater von Agnes Hesse,
die den Ohrenarzt Dr. Carl Beleites heiratete

Dieses Buch mit seinen Erinnerungen
wurde elektronisch erfasst am 2.3.2007
durch Jörg Beleites
– einem Urenkel von Bernhard Hesse

Dr. Bernhard Hesse

15.3.1818 (Reinswalde) – 1.10.1898 (Weimar)

Oberhofprediger in Weimar an der Herderkirche
Wirklicher Geheimer Rat

Bernhard Hesse war Vater von Agnes Hesse,
die den Ohrenarzt Dr. Carl Beleites heiratete

Dieses Buch mit seinen Erinnerungen
wurde elektronisch erfasst am 2.3.2007
durch Jörg Beleites
– einem Urenkel von Bernhard Hesse

B. Hesse.
Erinnerungen